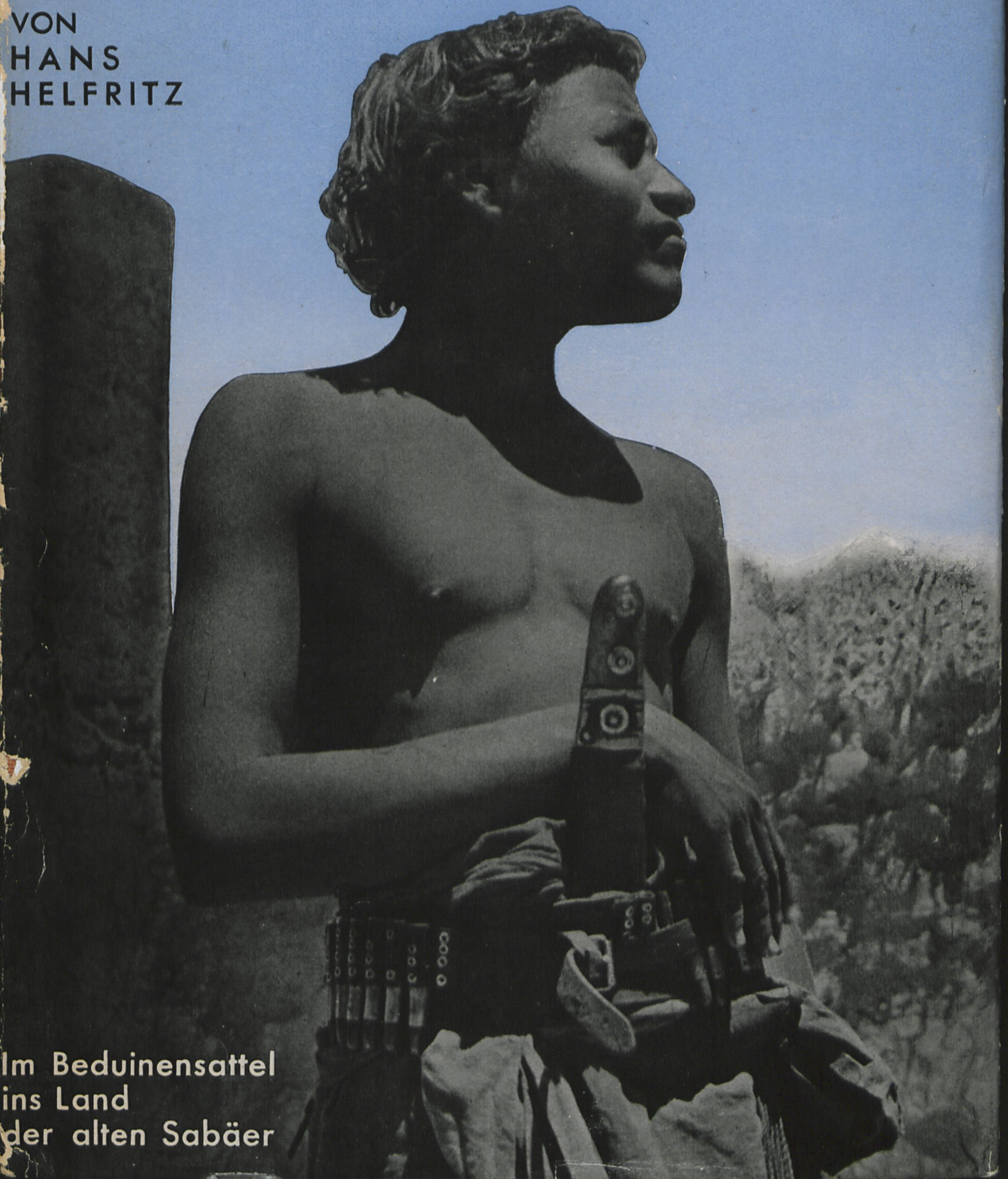


Geheimnis um Schöbua

VON
HANS
HELFRITZ



Im Beduinensattel
ins Land
der alten Sabäer

Das neue Buch von Hans Helfritz gibt einen Bericht von seiner dritten Südarabien-Expedition, die der bekannte Forschungsreisende erst kürzlich beendete. Das Hauptziel der diesjährigen Reise war, in das Geheimnis, das über der sabäischen Ruinenstadt Schóbua liegt, einzudringen. Und es ist ihm tatsächlich gelungen, sich mit Hilfe einiger Beduinen des Nachts heimlich in die Stadt einzuschleichen, als erster Weißer kurze Zeit dort zu weilen und eine Fülle vorher nie gesehener Aufnahmen zu retten. Wie es möglich war, in die verschlossene Stadt einzudringen, was er unter Beduinen erlebte und wie er endlich fluchtartig Schóbua verlassen mußte, schildert er in diesem neuen Buche.

50706

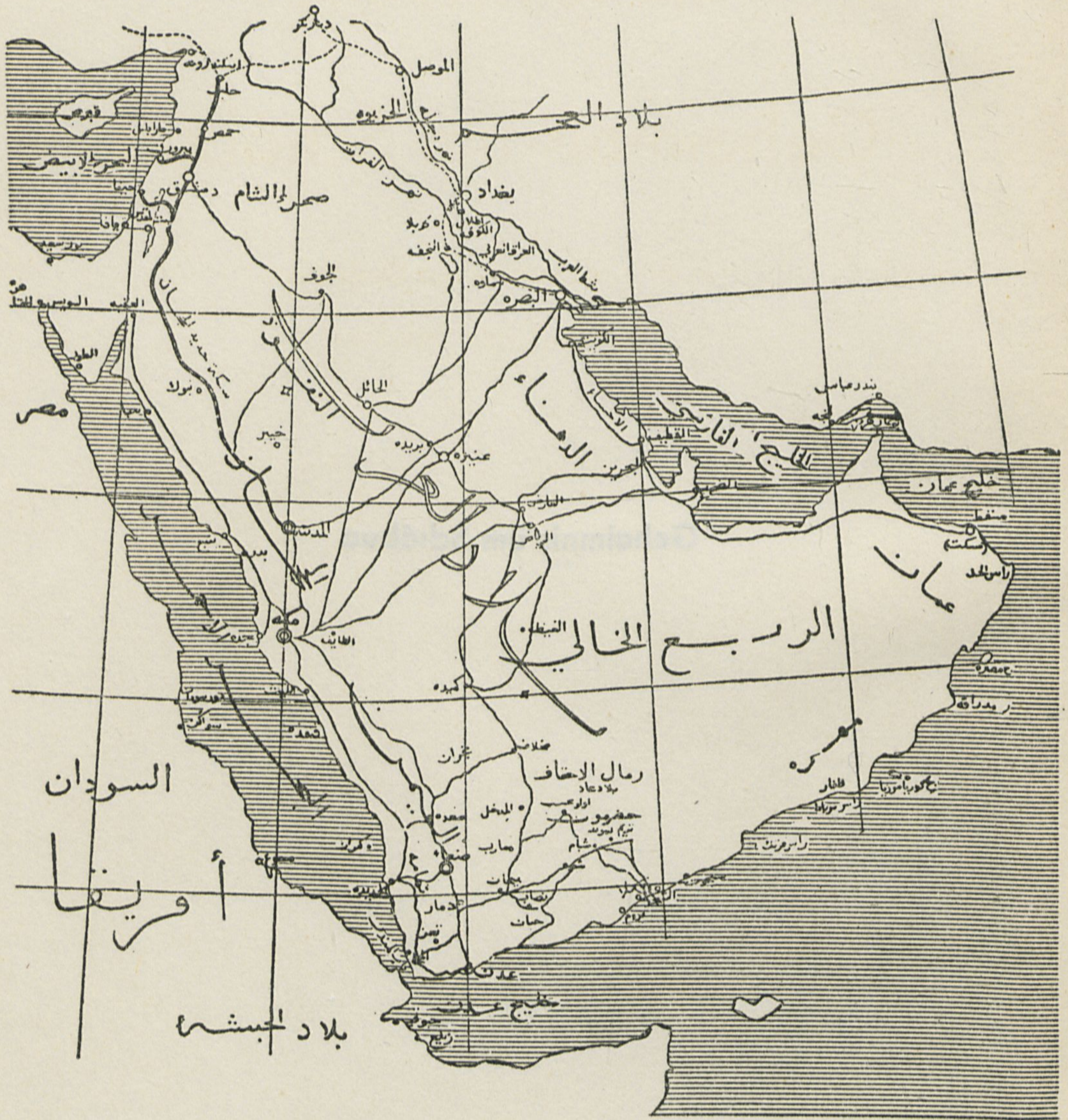
96

Verzeichnis der Bücher



HANS HELFRITZ

Geheimnis um Schöbua



Karte von Arabien,
 nach einer arabischen Darstellung von G. Kolff & Co., Wettevreden.
 ——— Karawanenwege, die die wichtigsten Plätze Arabiens miteinander verbinden.

HANS HELFRITZ

Geheimnis um Schóbua

Unter südarabischen Beduinen
ins Land der Sabäer

Mit 52 Abbildungen, Karten und Skizzen
nach Aufnahmen des Verfassers

DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT BERLIN





20 SA 1819

HANS HELFRITZ

Gedächtnis um Schöpfung

Unter Mitwirkung des Verlegers

Druck der Zentraldruckerei

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck verboten

Copyright 1935 by Deutsche Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin

Printed in Germany

Druck: Deutsche Zentraldruckerei Aktiengesellschaft

Die photographischen Aufnahmen sind mit der „Leica“ von Ernst Leitz, Wetzlar, gemacht worden

Als Filmmaterial wurde verwendet: Photomaterial Gevaert, Kinofilmmaterial Agfa





Aufbruch in die Wüste



Beduine aus Schóbua

Inhalt

Spannungen am Roten Meer	7
Von arabischen Seefahrern	14
Aufbruch in die Wüste	23
Tarik el Ma'adi	29
Bei den Stammesplätzen meiner Beduinen	35
In Erwartung des Festes	42
Die versunkene Stadt	47
Abenteuer der Wüste	57



Spannungen am Roten Meer

Wer einmal die Wüste erlebt hat, der findet immer wieder den Weg zu ihr zurück.

Wer einmal unter den freien Wüstenstämmen Südarabiens gelebt hat, mit ihnen gereist ist, ihre kärgliche Nahrung teilte und zu Tode ermüdet nachts am Lagerfeuer im Kreise froher Naturmenschen Entspannung suchte und fand, der ist ihr verfallen auf ewige Zeiten.

Und nicht nur die Wüsten, die Sandmeere und Felsschründe, die wenigen Steppen und die gewaltigen Wadis, nein, das ganze Südarabien, in das uns dieses Buch geleiten soll, in dessen Geheimnis wir für kurze Zeit einzudringen versuchen, ist abgeschlossen von der übrigen Welt, abgeschlossen von den benachbarten Kulturen Afrikas und Indiens, heute noch eins der unberührtesten Gebiete unserer Erde.

Gerade jetzt, da die ganze mohammedanische Welt um das Schicksal Abessinians zittert, um das Schicksal eines der wenigen letzten Staaten, die völlig unabhängig von einem eingeborenen Fürsten regiert werden, wird man sich bewußt, daß es auch auf der anderen Seite des Roten Meeres heute noch ein ähnliches freies Land gibt. Es ist das Imâmat Jemen, dessen alter König, der Imâm Jahya, gerade in diesen Tagen sich zugunsten seines Sohnes von seinem Herrscheramt zurückgezogen hat.*

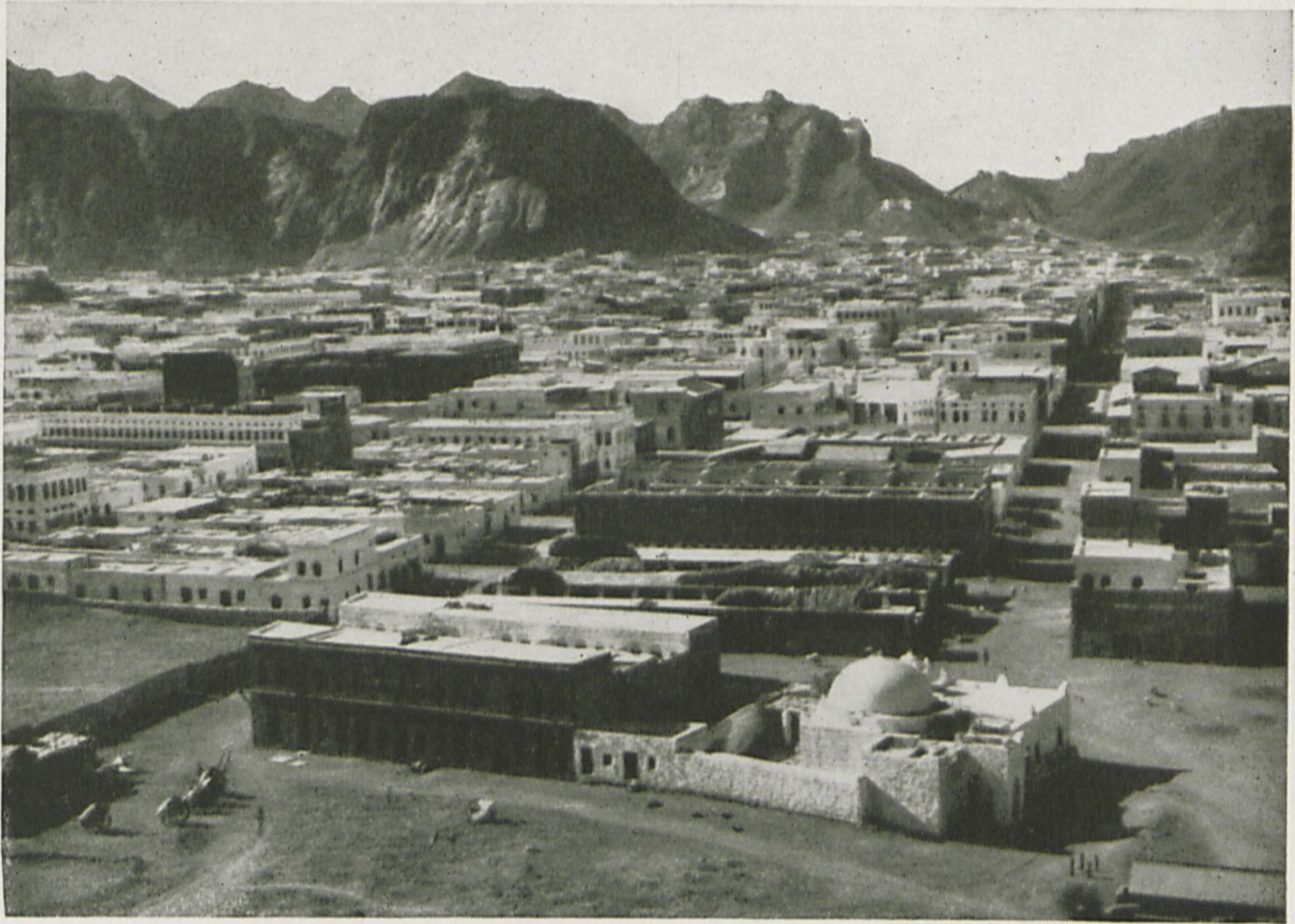
Mit ihm verliert Arabien eine seiner eindrucksvollsten Persönlichkeiten. Als oberster geistlicher Fürst, als Imâm des Jemen, sah er es als eine seiner höchsten Aufgaben an, einen möglichst großen Kriegsschatz für

*) Über meine Reisen in Jemen siehe: Hans Helfritz, Land ohne Schatten. Paul List-Verlag, Leipzig.

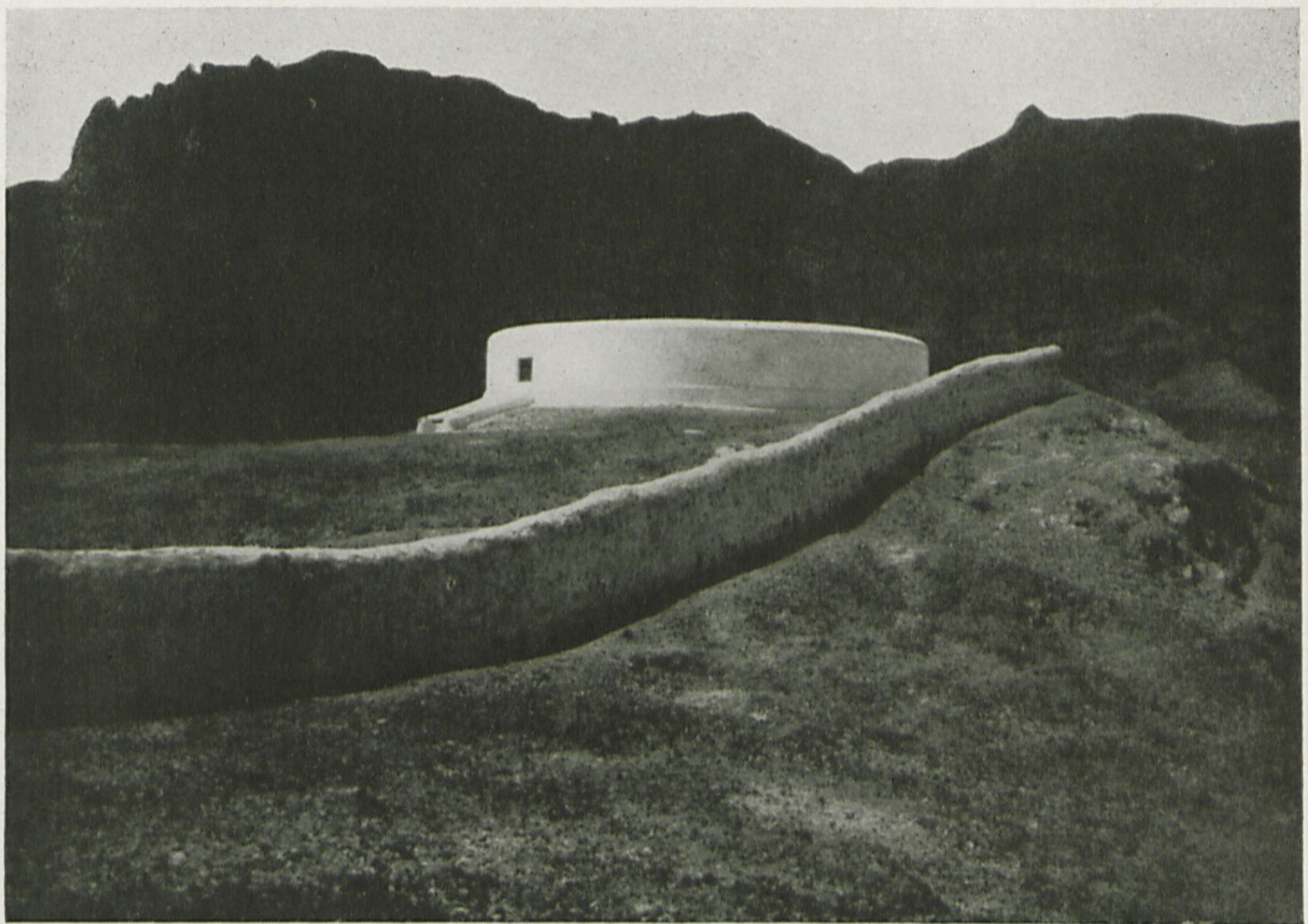
den kommenden Propheten des Islam zu erwerben, um die Lehren Mohammeds bis zum äußersten verteidigen zu können. Ob wohl dieser erheblich große Kriegsschatz auch in dem zu erwartenden abessinischen Krieg eine Rolle spielen wird?

„Between the devil and the Red Sea“, „zwischen dem Teufel und dem Roten Meer“ sagen die Engländer, wenn ein Schiff in den tückischen Gewässern Havarie erleidet. „Between the devil and the Red Sea“ können auch die Abessinier und Jemeniten sagen, wenn sie sich den Invasionsgelüsten einer fremden Macht zur Wehr setzen müssen.

Mit Jemen ist das Geschick noch einmal gnädig gewesen. Gewiß war Jemen vor einem Jahr in einen Krieg mit seinem großen arabischen Nachbarn Ibn Sa'ud verwickelt, aus dem aber schließlich beide Mächte als eine gefestigte Einheit unter den besten Freundschaftsbezeugungen gleich einem Vogel Phönix neu erstanden sind. Den Annäherungsversuchen Italiens, die noch vor gar nicht langer Zeit rege betrieben wurden, wußte der kluge König geschickt zu begegnen. Italien machte dem Imâm seit Jahren Geschenke. Maschinen wanderten ordentlich in Kisten verpackt auf dem Rücken der Kamele von Hodeida in die hohen Gebirge des Jemen, gelangten jedoch niemals an ihr Ziel; am Wege blieben sie liegen, der König beachtete sie nicht. Italienische Flugzeuge kamen nach der Hauptstadt San'a, sie stehen heute noch in Kisten verpackt dort, wo man sie abgesetzt hat. Auch Ärzte schickte Italien nach Jemen, gut ausgerüstet mit Medikamenten, um der Bevölkerung des durch Malaria verseuchten Küstengebietes, der Tahama, zu helfen. Aber auch das rührte den König wenig. Er ließ sie die erste Zeit gewähren, dann aber, als Italien hohe Offiziere aus Massaua nach San'a schickte, um zum mindesten einen Handelsvertrag zustande zu bringen, wurde dem König die ganze Geschichte zu bunt; er setzte kurzer Hand die Ärzte vor die Tür. Von einem Tag zum anderen mußten sie das Land verlassen. Das Interesse Italiens wurde auf andere Bahnen gelenkt, die Absichten in Jemen sind vorläufig aus dem Programm gestrichen. Schließlich hatten ja auch seinerzeit die Türken zu große Schwierigkeiten mit diesem Land gehabt.



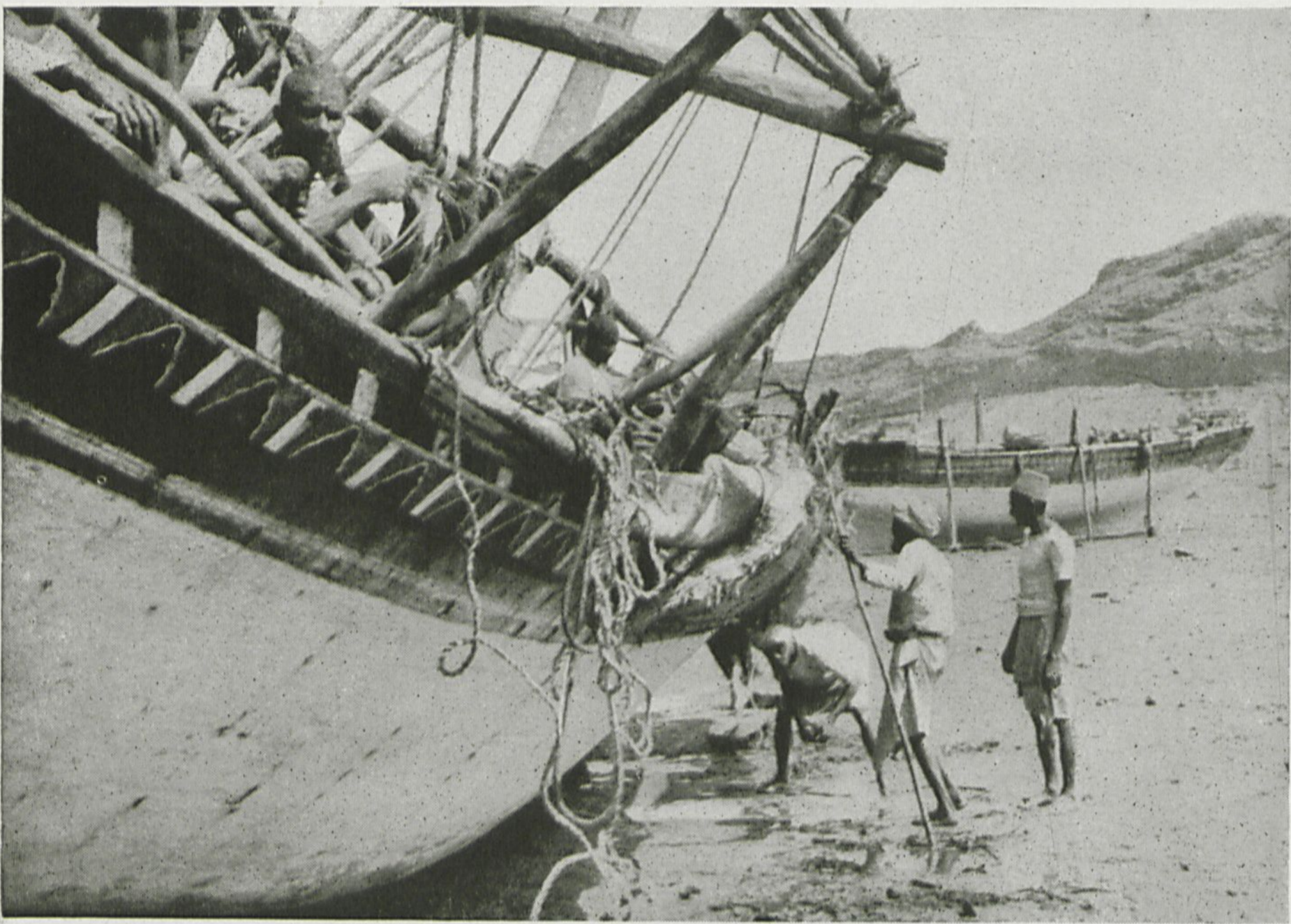
Aden, die Stadt im Krater



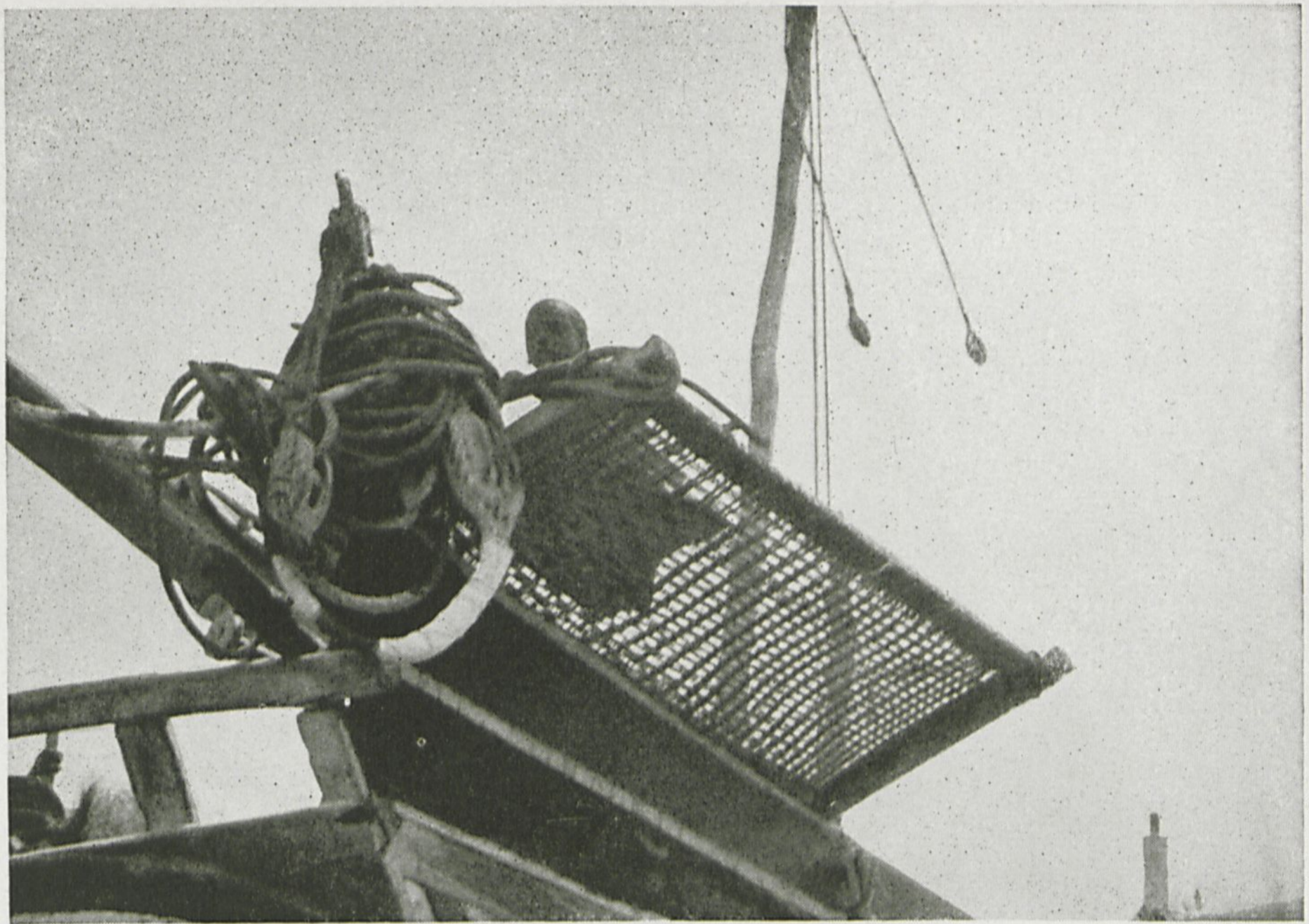
Turm des Schweigens in Aden



Auf einer arabischen Dau



Ausbessern einer Dau am Strand von Aden



Der Kommandoturm einer Dau



Arabische Seefahrer beim Seilflechten



Auf dem Scham-Scham



Steilküste von Aden

Abessinien ist Trumpf. Italien rüstet am Roten Meer. Der Teufel ist wieder einmal losgelassen in diesem mörderisch heißen Klima.

Das drittemal trete ich die Reise nach Südarabien an. Ich befinde mich an Bord des italienischen Schnell dampfers „Victoria“, des schönsten Schiffes, das die Italiener zwischen Europa und Indien laufen lassen. Es ist noch früh im Jahre 1935. Die ersten Vorbereitungen zu einem Krieg mit Abessinien werden getroffen, aber man glaubt noch nicht so recht daran, daß Italien wirklich Ernst machen wird. Hauptsächlich Material wird in Genua an Bord genommen, um in Eritrea beim Straßenbau Verwendung zu finden. Auch die großen Passagierdampfer des Lloyd Triestino, die im Ostasiendienst stehen, müssen auf ihrem Weg durch das Rote Meer Massaua anlaufen, um dort auf offener Reede italienisches Kriegsmaterial zu löschen. Doch den Passagieren ist nicht gestattet, an Land zu gehen.

Überaus reich an Korallenriffen, an größeren und kleineren Inseln ist der südliche Teil des Roten Meeres. Die Dahlak-Inseln bilden zusammen mit den Farsan-Inseln eine Inselbrücke von Eritrea hinüber nach Jemen. Berühmt sind sie geworden in der Geschichte des Sklavenhandels. Denn durch das Labyrinth unzähliger Riffe und durch heimtückische Strömungen, in die sich kein Unkundiger hineinwagen würde, bringen arabische Sklavenhändler ihr „schwarzes Elfenbein“ von Afrika nach Arabien hinüber. Noch heute sollen in Arabien nach den Berechnungen Lady Simons mindestens 700 000 Negersklaven leben, vielleicht sogar eine Million, während Abessinien nach denselben Berechnungen zwei Millionen schwarzer Sklaven erfaßt.

Das ist ja entsetzlich, werden viele sagen und werden sich entrüsten, daß es so etwas noch in der Welt gibt. Vielleicht werden sie denken, wenn es so ist, tut Italien recht daran, diesem schrecklich grausamen Land Abessinien den Zügel anzulegen. Schon im Jahre 1922 schickte der Völkerbund eine Untersuchungskommission nach Abessinien, Lord Sugard fertigte eine Denkschrift an, die damals jedoch nicht veröffentlicht wurde.

Ich selbst bin Sklaven in den Ländern des Roten Meeres begegnet. Auf meinen Reisen durch Südarabien habe ich viele dieser Schwarzen

von der anderen Seite des Roten Meeres kennengelernt. Manche von ihnen wußten nicht einmal, von wo sie herstammten; sie hatten ihre Heimatplätze vergessen, würden auch nie wieder zurückfinden. Keinen von ihnen habe ich getroffen, der auch nur im geringsten mit seinem Los unzufrieden war. Und was ist aus ihnen geworden, deren Heimat vielleicht ein trostloser, wasserarmer Landstrich Afrikas gewesen ist? Diener sind sie geworden von Kaufleuten und adligen Herren, führen ein geregeltes Leben, haben satt zu essen, sind jeglicher Sorge enthoben und werden gut behandelt. Soldaten sind sie geworden an den Fürstenhöfen arabischer Sultane. Sie bilden die Leibwache der Herrscher, auf diese treuen schwarzen Kerle können sich die Fürsten verlassen; sie geben ihnen satt zu essen, während viele Neger früher, als sie noch frei waren, kaum wußten, wovon sie leben sollten. Selbst zu den höchsten Ehrenstellen sind sie in Südarabien gelangt. Der Sultan der alten Residenzstadt Hadramauts, der Stadt Schibam, ist ein früherer Sklave, Abd genannt, der unter der Oberaufsicht der Fürstenfamilie Al Gaëti steht, sonst aber ein freier Mann ist, ein herrliches Schloß bewohnt, ein Auto besitzt und unter der Bevölkerung großes Ansehen genießt.

Und wie steht es in anderen Ländern? In Portugiesisch-Ostafrika besteht eine Kontraktarbeit, die Sklavenarbeit gleichzusetzen ist. Und wie ist es im Osten? In China werden heute noch Kinder an die Seidenfabriken reicher Chinesen verkauft. Als ich jetzt von meinen Reisen, die ich bis nach China und Japan ausgedehnt hatte, auf dem neuen deutschen Lloydampfer „Scharnhorst“ nach Deutschland zurückkehrte, fuhr mit uns eine Engländerin, die sich eine chinesische „Amah“ für ihre Hunde mitgebracht hatte. Diese kleine Chinesin, 15 Jahre war sie alt, hatte die Dame für 13 chinesische Dollar in Shanghai gekauft. Ich bin gewiß, daß diese kleine Chinesin aus elendesten Verhältnissen von der Dame in ein geordnetes Leben hinübergerettet ist. Und wie steht es im modernen Japan? Ein Beispiel: Ein Angestellter einer Firma wurde entlassen. Von seinen Freunden bedauert und befragt, was er jetzt beginnen werde, erwidert er: oh, ich habe eine sehr schöne Tochter, für sie kann ich einen guten Preis erzielen; mir kann es nicht schlecht gehen, ich werde sie nächstens verkaufen.

Aber es gibt ja so grausame Strafen in Abessinien und in Arabien. Diebstahl wird heute noch in Jemen und im Lande Ibn Sa'uds mit Handabhacken bestraft. Früher, als Mekka und Medina noch nicht unter der Herrschaft des Wahabitenfürsten stand, war Mittelarabien besonders zur Pilgerzeit eine wahre Diebeshölle. Heute, nachdem der große arabisch^{ar} König mit aller Strenge durchgegriffen hat, und keine Strafe ihm zu grausam erschien, reisen die Pilger nirgends so sicher wie im Hedschas. Kein Araber wird es wagen, einen auf dem Wege verlorenen Gegenstand auch nur anzurühren, um nur nicht in den Verdacht des Diebstahls zu gelangen. Wirklich ausgeübt werden diese strengen Strafen heute nur noch ganz selten. Aber sie stehen jedem als abschreckende Warnung vor Augen. Strafen, die in dem einen Lande als grausam verworfen werden, haben in anderen Erdteilen unter anderen Verhältnissen vielleicht eine Berechtigung.

Wir haben das Rote Meer verlassen. An einem herrlichen Sonntagvormittag fahren wir an der zackigen Küste Südarabiens entlang, an der sich große Sandwehen hoch hinauf in die Schluchten des Gebirges erstrecken, und schon mittags liegen wir auf der Reede von Aden. Die Tropensonne ruht glühend heiß über dem Meer. Vor uns der gezackte Kraterrand des Dschebel Scham-Scham, um dessen höchsten Gipfel die Seeadler und Geier ihre ruhigen Kreise ziehen. Ich liebe dieses Aden, wenn es auch in einem noch so schlechten Rufe steht. Diese Stadt ist für mich immer der Schlüssel zu meinen Reisen ins Innere Südarabiens gewesen. In Aden habe ich meine letzten Vorbereitungen getroffen, habe klopfenden Herzens auf die nötige Erlaubnis von englischer Seite gewartet und habe gute Freunde gefunden. In Aden konnte ich nach meinen beschwerlichen Reisen, ausgedörrt von der Tropensonne, die ersten Annehmlichkeiten der Zivilisation genießen, konnte nach langen Wüstenritten zum ersten Male wieder einwandfreies Wasser trinken. Und dann ist Aden jedesmal für mich ein Paradies geworden. Das wird ein anderer kaum verstehen können, der nur auf der Durchreise dieser ausgeglühten Felsenburg einen flüchtigen Besuch abstattet. Aber es ist wirklich so.

An dieser Stelle möchte ich vor allem eines Mannes gedenken, des Political Officer Mr. W. H. Ingrams, der mir in Aden weitgehendes Entgegenkommen gezeigt hat.

Aden gehört der Verwaltung nach zu Indien. In Aden residiert ein Gouverneur, Colonel Reilly, dem der Political Officer zur Seite steht. Mr. Ingrams war erst seit kurzer Zeit von einer erfolgreichen Reise durch Hadramaut zurück, die im Gebiet der Mahara, im sogenannten Mahara-Land oder Mahra-Land nordöstlich von Makalla an der Küste des Indischen Ozeans endete.

Aden ist Freihafen. Zoll wird nur auf Alkohol erhoben. Die Einfuhr von Waffen und Munition ist verboten. Auf diese Weise haben es die Engländer erreicht, daß Aden ähnlich wie Singapore und Hongkong als ein nicht unbedeutender Umschlagplatz aufblühte. Das Hauptgeschäft haben neben einigen großen europäischen Firmen wie E. Besse die Inder in der Hand, und zwar sind es meist Parsi, bekannt durch ihre eigenartige Leichenbestattung; sie legen ihre Toten in die sogenannten „Türme des Schweigens“ und lassen sie von den Geiern fressen. Auch in Aden gibt es „Türme des Schweigens“. Hoch oben an den kahlen Felsen des inneren Kraterrandes, in dem die eigentliche Stadt Aden liegt, kann man die weißen, runden Türme erkennen. Die Parsi, nicht Parsen, bilden die führende, wohlhabende Klasse unter den Indern in Bombay. Vor Zeiten aus Persien in Indien eingewandert, sind sie allmählich durch ihren außergewöhnlichen Fleiß verbunden mit einer vorzüglichen Bildung zu großem Ansehen und Reichtum gelangt. Ich habe Parsi in Aden und später in Bombay kennengelernt und habe bei ihnen ebenso wie in Aden (Mr. Meta ist ein besonderer Kenner und Sammler sabäischer Altertümer) reges Interesse für alle möglichen Geistesgebiete angetroffen. Die Frauen der Parsi sind vielleicht die einzigen modernen Frauen der Welt, die ungeachtet aller modischer Wandlungen ihre schönen Trachten, togaartige Gewänder, bis heute beibehalten haben. Fährt eine Parsi-Frau mit ihrem Mann nach Europa oder Amerika, was nicht selten geschieht, auch dann trennt sie sich nicht von ihrem farbigen Gewand und ihrem leichten Kopftuch. In allen



Der Kapitän einer Dau



Im Dauhafen von Aden

übrigen Dingen ist sie europäischen Neuerungen gegenüber sehr zugänglich. Sie besucht die großen Luxushotels, in den schönsten amerikanischen Automobilen kann man abends die Parsi in Bombay auf den herrlichen Avenuen entlangfahren sehen, wenn sie es nicht vorziehen, vierspännig in eleganten Kutschen mit zwei Lakaien auf dem Trittbrett sich zu zeigen. Eine solche Eleganz können die Parsi in Aden natürlich nicht betreiben. Im Gegenteil; sie leben hier trotz ihres gewissen Reichtums recht bescheiden, zurückgezogen von der Welt, von der arabischen und europäischen. Neben Mr. Meta gibt es in Aden noch einen Parsi, der die größte geschlossene Sammlung südarabischer Altertümer besitzt, Mr. Kaiky Muncherjee. Sein kleines Museum ist voll der kostbarsten Alabasterstatuen, Inschriftensteine, Bronzeplatten, Münzen und Schriftstücke aus Gold und Silber. Doch nur ein verschwindend kleiner Teil alter Kunstschatze Südarabiens ist geborgen. Ganze Kulturen und Städte sind vom Wüstensand verschüttet. Um auch einen kleinen Teil zur Erforschung dieser verschlossenen Welt beizutragen, habe ich meine dritte Reise nach Südarabien unternommen.

Von arabischen Seefahrern

Aden ist eine einzigartige Stadt. In Urzeiten hat sich dicht vor der südarabischen Küste ein riesiger Krater gebildet. Eine Insel ist entstanden; die Insel war ein Vulkan mit schroffen, gezackten, schwarzen Gesteinsmassen und einem tiefen, grausigen Trichter. Der Feuerberg im südlichen Meer ist erloschen; der Trichter hat einen festen Boden bekommen, Stein- und Erdmassen haben sich abgesetzt, und die ganze Insel ist durch Schwemmland mit der Küste verbunden. Eine schmale flache Landzunge stellt heute eine natürliche Brücke von dem Kraterberg zum Festland her. Wie eine Kirsche an einem Stiel hängt Aden an dem Festlande.

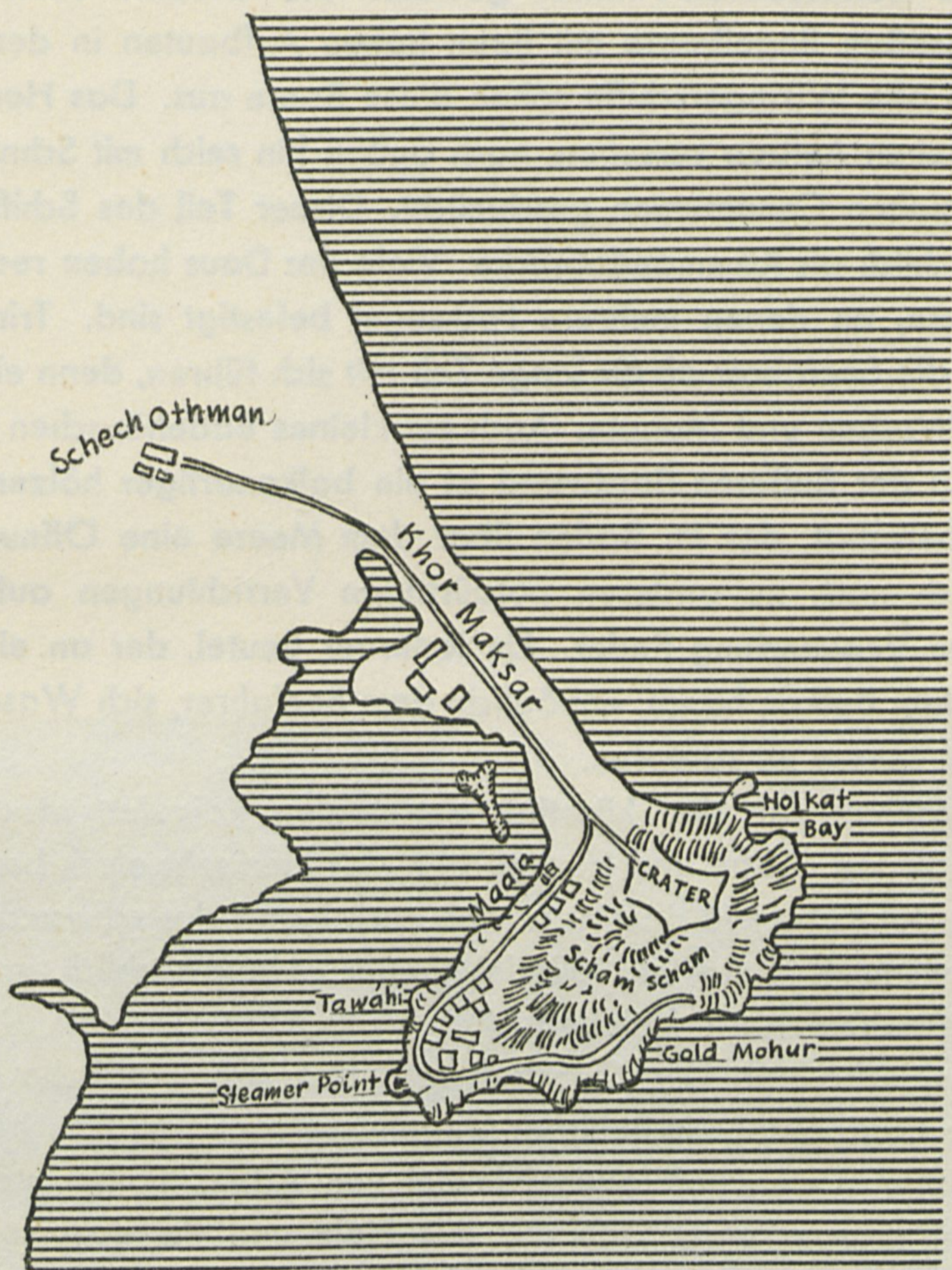
Schon in frühen Zeiten wurde die günstige Lage der Halbinsel erkannt, vor allem, daß die Bucht einen vorzüglichen Hafen abgab. Und es ist sehr wahrscheinlich, daß Aden einst ein gemäßigtes Klima besessen hat, mit heftigen Regenfällen, mit üppiger Vegetation und reichen Pflanzungen. Denn es wird uns überliefert, daß die Königin von Saba in alten Tagen aus ihrem Reich im Innern Südarabiens hierher an die Gestade des Ozeans kam, um sich an Spielen zu vergnügen.

Doch Zeiten gingen darüber hin.

Um einen Überblick über das Aden von heute zu gewinnen, besteigen wir den Dschebel Scham-Scham, die höchste Erhebung auf dem äußersten Kraterrand. Unsere Blicke folgen den leichtgeschwungenen Küstenlinien des Festlandes, das sich im Wüstensand verläuft. Dort, wo die Sandbrücke ansetzt, liegt noch auf dem Festland Schech Othman, eine Oasenstadt mit Palmen und grünen Gärten. Die Landzunge heißt Khor Maksar; Flughafen und Funkstation haben hier ihren Platz gefunden.

Aden selbst hat zwei oder eigentlich drei getrennte Siedlungen; Steamer Point, arabisch Tawahi, die Stadt am Hafen und Crater oder

Camp, die Stadt im Krater. Beide Orte sind mit einer Autostraße, die man durch einen künstlichen Durchstich durch die Kraterwand, dem „Main Paß“, geführt hat, miteinander verbunden. An diesem Wege, gerade in der Mitte, liegt die dritte Ortschaft, Maala genannt. Maala



Skizze von Aden

ist der Dauhafen, der Hafen der arabischen Segelschiffe. Indische und arabische Kaufleute unterhalten ganze Flotten arabischer Segelschiffe, die sie in alle Welt hinausschicken. Ein reges Leben herrscht zwischen den Speichern und Schuppen. Es gibt sogar Kaianlagen hier, aber die meisten Daus ankern auf freier Reede in der geschützten Bucht von Maala. Aus allen Teilen Arabiens bringen stattliche Segler Waren nach

Aden: aus Hodeida und Mokka in Jemen arabischen Kaffee, aus Basra und Oman am Persischen Golf Datteln, aus Dhufar an der Südküste Arabiens und aus Italienisch-Somaliland den Weihrauch, arabisch Luban genannt.

Einen wunderbaren Anblick gewährt die Einfahrt einer Flottille dieser großen Segelboote mit ihren hohen Aufbauten in den Hafen. Fast wie alte Wikingerschiffe sehen diese Boote aus. Das Heck ist mit einem hohen Aufbau versehen, nach außen hin reich mit Schnitzereien und gemalten Ornamenten geschmückt. Dieser Teil des Schiffes dient hauptsächlich als Kommandobrücke. Viele der Daus haben recht lange Bugspriete, an denen mehrere Focksegel befestigt sind. Trinkwasser müssen die Seefahrer oft für lange Zeit mit sich führen, denn eine Reise dauert Wochen und Monate. Auch ein kleines Badehäuschen hat eine Dau. An der äußeren Bordwand ist ein balkonartiger hölzerner Verschlag befestigt, der im Boden über dem Meere eine Öffnung zeigt und auch noch zu anderen notdürftigen Verrichtungen außer dem Waschen Verwendung findet. Ein lederner Beutel, der an einem Seil neben dem Balkon hängt, ermöglicht dem Seefahrer, sich Waschwasser aus dem Meere zu schöpfen.

Abgesehen von den künstlich angelegten Kais hat Maala ganz flachen Strand. Ebbe und Flut machen sich hier sehr stark bemerkbar. Zur Zeit der Ebbe tritt das Meer weit zurück und der schwarze Schlickboden wimmelt dann von allerlei Getier. Hauptsächlich große und kleine Taschenkrebse beleben das weite Ufer. In der Nähe des Strandes außerhalb der Ortschaft befinden sich arabische Werften. Wie die Gerippe vorsintflutlicher Ungeheuer ragen im Bau befindliche Segelschiffe in den tiefblauen Himmel von Aden. Früher stellte man den Schiffskörper einer Dau nur aus Holz und Palmfaserseilen her; kein Eisen wurde verwendet, die Schiffsplanken waren kunstvoll mit Seilen am Gerüst befestigt. Doch heute haben Nägel und Krampen auch beim arabischen Schiffsbau Eingang gefunden. Und trotzdem ist der primitive arabische Segelschiffsbau noch nicht ausgestorben. Weithin sichtbar durch lange Stangen gestützt stehen aufrecht einige Daus am Strand von Maala. Zur Flutzeit sind sie hierher gefahren, während die Ebbe es den Seeleuten jetzt ermöglicht, den Schiffsrumpf von Muscheln und Tang zu reinigen und schadhafte Stellen auszubessern.

Seefahrer und Musikant





Handel unter dem Tuch

Auf der Hauptstraße von Maala herrscht rastloses Treiben. Träger schleppen riesige Lasten, Kisten und Ballen von den Anlegeplätzen zu den Schuppen. Automobile, schwerbeladene Kamelkarren, Karawanen, die aus dem Hinterland kommen, schieben sich durch die staubigen Straßen. An den Wänden der Häuser haben Seeleute große Strohmatten aufgehängt, die von Somaliegern ausgebessert werden. Auch Garküchen und primitive Kaffeehäuser finden überall eine berechtigte Existenz, von Kulis und Negern werden sie viel besucht. Andere wiederum unterhalten selbst an freien Plätzen ein offenes Feuer und braten sich kleine Fische. Eine Dau aus Italienisch-Somaliland ist soeben eingetroffen. Das Manöver des Festmachens ist noch nicht beendet. Aus etwa dreißig Meter Entfernung wird ein Tau herübergebracht, festgebunden, und halbnackte Somaliegere, die sich an Bord des Schiffes befinden, ziehen in gleichmäßigen Bewegungen unter rhythmischen Gesängen die Dau an die Kaimauer. An Bord steht aufrecht und unbeweglich der Eigentümer des Schiffes, eine stolze Erscheinung, ein Abessinier. Kaum ist er an Land, sofort tritt er mit dem Proker, einem Aufkäufer einer Adener Firma in Verbindung. Denn dieser Schiffseigentümer und Kaufmann aus Afrika ist hierher gekommen, um selbst seine kostbare Ware zu verkaufen und das ist Weihrauch. Die Weihrauchsträucher werden in Somaliland und an der südarabischen Küste nicht etwa künstlich angepflanzt oder gepflegt. In den Gebirgen wachsen sie wild. Die kleinen Stämme werden von den Eingeborenen mit einem Messer angeritzt. Nach ein paar Tagen kommen die Männer wieder zu den Sträuchern, der klebrige, harzartige Saft ist inzwischen heraus-



getreten, ähnlich wie bei unseren Nadelhölzern, und nun kann man den an der Sonne getrockneten Weihrauch direkt vom Stamme ablösen. Zu großen Ballen, in Strohmatte verpackt, kommt er zum Versand. Ein Ballen wird gerade herbeigeschleppt, der Proker hat ihn sich ausgewählt, um die Qualität des Weihrauchs festzustellen, als Probe wird er geöffnet. Im allgemeinen ist der arabische Weihrauch besser und beliebter als der afrikanische. Auch billiger ist er, da sich der Preis des afrikanischen durch einen Ausfuhrzoll, den die Italiener neuerdings erheben, erhöht hat.

Andere Interessenten haben sich inzwischen eingefunden. Der Handel beginnt. Verkäufer und Proker kauern auf dem Boden nieder, sie geben sich unter einem Tuch die Hände, durch Händedruck teilen sie sich gegenseitig Preisangebot und Gegenvorschlag mit. Einmaliger Händedruck bedeutet hundert Rupien, zweimaliger zweihundert Rupien usw. Auf diese Weise verständigt sich der Verkäufer mit jedem der verschiedenen Aufkäufer nur durch eine Zeichensprache, ohne daß Außenstehende und Konkurrenten den Verhandlungen folgen können. Stundenlang dauert das Palawer, im Orient hat man viel Zeit.

Besonders reizvoll wirken die Seefahrer aus Oman und Basrah am Persischen Golf. Sie sind ziemlich klein gebaut, aber außerordentlich kräftig mit groben, negroiden Gesichtszügen. Sie gehen in langen hemdartigen Gewändern aus grobem braunen Leinwandstoff, tragen die Koffije, das Kopftuch und den Agal, den Ziegenhaarring zum Festhalten der Koffije, eine Kleidung, die man sonst in Südarabien nicht kennt, die in Nordarabien aber üblich ist. Dieses kleine seefahrende Völkchen hat sich neben seiner eigentlichen Beschäftigung, Datteln aus den Ländern des Persischen Golfes zu anderen Teilen Arabiens zu bringen, noch einen kleinen Nebenberuf erdacht. In den fremden Häfen müssen die Seeleute oft wochenlang warten, das Laden nimmt Zeit in Anspruch und günstigen Wind zur Rückfahrt will man ja auch haben bei den riesigen Entfernungen, man gibt also Tanzvorführungen. Große Trommeln, Oboen und Klarinetten werden aus dem Bauch des Schiffes zutage gefördert und dann beginnt der Tanz.

Überall habe ich diese lustigen Vorführungen gesehen, in Aden, in Makalla, in Hodeida. Zuerst ein Umzug durch die Stadt von zwanzig bis dreißig Mann, dessen Führung die Musik übernimmt. Dann bilden die Leute auf einem freien Platz einen Kreis, die Musikanten stehen an der einen Seite. Zwei Männer, mit langen Schwertern bewaffnet, führen tanzend eine Pantomime auf, einen Kampf, an dem sich bisweilen auch mehrere beteiligen. Tanzend fechten sie miteinander, ein Araber wird getroffen, er sinkt immer im Rhythmus sich bewegend in die Knie, hält sich die Wunde, erholt sich wieder, kämpft von neuem, der andere wird getroffen — ein Spiel, das mit dem gespielten Tod des einen Tänzers endet. Die Tänze werden mit groteskem Ausdruck vollführt, ähnlich wie ich sie bei chinesischen Stelzenläufern während einer Prozession in China gesehen habe.

Die Zeit des Wartens ist vorüber. Heute abend, zehn Tage nach meiner Ankunft in Aden, wird mich die „Afrika“, der kleine indische Küstendampfer, hinaus auf das Arabische Meer tragen, zu meinem Ausgangspunkt für die Karawanenreise ins Innere, nach Schechr. Zwei Autos werden mit meinem Gepäck beladen. Herr Dietzmann, ein Deutscher, der erst seit kurzer Zeit in Aden bei der Firma Besse als Kaufmann tätig ist und in dessen Hause ich während meiner Wartezeit mit ihm und seiner Gattin recht angenehme Stunden verbringen durfte, geleitet mich zur Barkasse. Weit draußen in der Bucht liegt die kleine „Afrika“. Es ist dunkle Nacht, das Schiff nur schwach erleuchtet. Mehrere Leichter haben festgemacht, es wird geladen. Und was bringt man an Bord? Hammel, lebende Hammel; körbeweis werden sie hinaufgezogen und verstaut. Hammel aus Aden nach Arabien? Eine merkwürdige Angelegenheit; aber das Sultanat Makalla hat einen nicht sehr großen Viehbestand, es muß ihn ständig ergänzen, während Jemen von seinem großen Überschuß an Kleinvieh und Zeburindern jährlich mehrere tausend Stück nach Aden abstoßen kann.

Durch lärmende Kulis und arabische Deckpassagiere bahne ich mir einen Weg und stehe endlich vor dem Kapitän. Ein alter Bekannter, gemütlicher Engländer; seit Jahren fährt er diesen alten Kasten. In der

Nacht fahren wir aus dem Hafen. Vier volle Tage arbeiten wir uns von Aden bis Makalla durch die schwere See, normalerweise braucht man zwei. Das besagt alles. Der Dampfer ist etwa sechshundert Tonnen groß, ein uraltes Schiff, hat zwei Kabinen für Passagiere, die aber selten benutzt werden, man schläft besser an Deck auf der freien Kommandobrücke. Kapitän, Offizier, es gibt nur einen, und Passagiere haben dort friedlich nebeneinander ihre Lagerstätte aufgeschlagen. Ich habe früher einmal auf einer anderen Reise in der Kabine der „Afrika“ geschlafen. Jedoch eine Nacht genügte mir. Als ich erwachte, erblickte ich mir gerade gegenüber eine riesige giftige Vogelspinne, deren Körper allein so groß wie eine Faust war. Als ich ihr nachstellte, war sie blitzartig verschwunden. Wir haben sie nie gefunden. Wahrscheinlich fährt sie heute noch auf der „Afrika“ spazieren. Sonst ist eine Reise auf den kleinen Küstendampfern im arabischen Meer immer unterhaltsam. Auf dem Mittelschiff befinden sich die Deckpassagiere, heimkehrende Mekkapilger, malerisch gruppiert, mit Betten und Eßvorräten gut ausgerüstet. Sie sind glücklich, wenn man sich als Fremder mit ihnen unterhält, und da ich ihr Land kenne, gibt es Stoff genug für eine Unterhaltung. Das Vorderschiff ist ganz für die Ladung bestimmt. Nur am Bug können sich die Deckpassagiere an einer Feuerstelle Reis kochen. Auch Trinkwasser erhalten sie hier. Aber der Weg dorthin führt durch Hammel. Fünfhundert Hammel hat man zum Teil auf dem vorderen Deck, zum Teil im vorderen Laderaum verstaut, die einen so fürchterlichen Geruch verbreiten, der sich natürlich über das ganze Schiff ausbreitet, daß zartbesaitete Menschen schon hierdurch allein während der ganzen Reise seekrank würden.

Ich erinnere mich an eine ähnliche Fahrt auf dem Schwarzen Meer, als es mir auch nicht viel besser ging; jetzt können mich orientalische Gerüche nicht mehr aus dem Gleichgewicht bringen. Ich fuhr von Warna nach Konstantinopel auf einem bulgarischen Frachtdampfer; wir hatten zweitausend lebende Hammel geladen. Auch dort dieselbe Einrichtung. Das Trinkwasser befand sich am Bug, das ganze Vorderschiff war so vollgepfropft mit Hammeln, daß sich die armen Tiere nicht eine Hand-

breit bewegen konnten. Der Dampfer hatte hohe Aufbauten. Von dem engen Raum am Schornstein, der allein den Passagieren übrigblieb, hatte man ein schmales Brett zum vorderen Mast gelegt, von dort ein zweites zu den hohen Bugaufbauten, hoch über den Rücken der Tiere. Es gehörte wirklich schon eine ausgesprochene Balancierkunst dazu, die ziemlich weiten Entfernungen auf dem hölzernen Steg zurückzulegen. Zunächst rollte das Schiff in der See. Dann federte bei jedem Schritt das schmale Brett und zu guter Letzt bewegte sich auch noch die dichtgedrängte Hammelherde. Ein Spaziergang über diese luftige Brücke endete in der Regel mit einem Sturz in die Tiefe auf die schmutzigen, wolligen Hammelrücken unter dem Gelächter der ganzen Besatzung.

Doch jetzt sind wir auf der „Afrika“. Einen Speiseraum hat das Schiff nicht. Vor der Kabine des Kapitäns steht an der Reeling ein Tisch; hier essen Kapitän, Offizier, Ingenieur und Passagiere gemeinsam. Das übrige Leben spielt sich auf der Kommandobrücke ab. Auch hier geht es ziemlich primitiv, aber dafür recht gemütlich zu. Keinen Laufsteg, kein Kartenhaus hat die „Afrika“. Auf großer, überdachter Plattform ist alles beisammen. Steuerruder, Kartentisch, Feldbetten, ein paar Liegestühle und der Fliegenschrank mit den Speisen für den Kapitäntisch. Der Schrank ist mit Tauen am Geländer festgebunden, die stark genug sein sollten, um ihn beim Schlingern des Schiffes zu halten. Doch auch da denke ich an ein kleines Erlebnis, das sich auf meiner ersten Fahrt nach Hodeida im Roten Meer zutrug. Wir hielten Kurs auf die Hanisch-Inseln, jene öden, schroffen Felseilande, auf denen es keine Vegetation gibt. Schlangen-Inseln, so haben sie die Araber genannt. Das Meer war von einem steifen Südwind mit Schaumkronen bedeckt; mit Rückenwind fuhren wir auf die Inseln zu, um die einsamen Leuchtturmwärter mit Proviant zu versorgen. Der Kapitän gab Befehl beizudrehen, um an eine geschützte Stelle hinter der Insel zu gelangen. Aber der Befehl wurde gar zu heftig ausgeführt. Der kleine Dampfer kam plötzlich quer zum Wind zu liegen und geriet dermaßen ins Schlingern, daß man sich an Deck einfach nicht mehr halten konnte. Alles, was nicht einigermaßen fest lag, sauste gegen die Reeling. Nichtsahnend saß ich gerade in

einem Liegestuhl. Mit großer Wucht sauste ich, auf meinem Stuhl sitzend, gegen die scharfe Kante des Kartentisches und knackte mir eine Rippe an. Dort blieb ich liegen und mußte mich bei dem mehrmaligen Ausholen des Schiffes, das mit kräftigen Stößen verbunden war, fest an den Tischbeinen festklammern, um nicht über Bord zu gehen. Trotzdem wir uns alle in einer recht gefährlichen Situation befanden, mußte ich doch über eine komische Szene, die sich jetzt abspielte, herzlich lachen. Der Kapitän war sofort ans Ruder gestürzt, als der indische Steuermann die Herrschaft über das Schiff verlor. Gerade hatte er das Steuerrad erfaßt, als plötzlich unser schöner Speiseschrank sich losriß und mit lautem Gepolter gegen die Reeling sauste. Schweren Herzens mußte der arme Kapitän zusehen, wie alle seine schönen Leckerbissen nun die Haifische zu fressen bekamen.

Aufbruch in die Wüste

Es ist zuerst ein sonderbares Gefühl, einsam unter fremden dunkel-farbigen Menschen an der Küste Arabiens zu stehen, in dem Bewußtsein, für Monate in eine vollständig andere Welt unterzutauchen. Ganz auf sich selbst angewiesen, in mein Schicksal ergeben, trete ich den langen beschwerlichen Weg ins Innere Arabiens an. In unbekannte Fernen, zu Menschen einer urwüchsigen, wilden und schönen Rasse will ich zum dritten Male vordringen; hinaus über die gastlichen Stätten Hadramauts, deren Sultane mir schon früher ihre Gunst erwiesen haben. Wie weit werde ich diesmal vorstoßen? Das fragte auch der Kapitän, als ich mich von ihm verabschiedete. Wir kennen uns nun schon manche Jahre, mehrmals sind wir uns begegnet und an meinen Reisen nimmt er regen Anteil, obgleich er als Seemann keine Vorstellung davon hat, was sich eigentlich hinter diesen kahlen Randgebirgen des südlichen Arabiens abspielen mag. Aber er ist eben ein richtiger alter Seebär und hat es auch, weiß Gott, nicht leicht, seine Nußschale von einem Dampfer durch die Stürme des Südwestmonsuns im Indischen Ozean oder durch die Korallenriffe des Roten Meeres unter tropischer Sonnenglut zu dirigieren. Und doch habe ich ihn manchmal beneidet, vor allem um das Wasser, das kostbarste Gut einer Wüstenreise; er hat doch wenigstens von dem frischen, klaren Naß, soviel er haben will. Aber diese Gedanken werden rasch verdrängt durch eine überschäumende Freude, endlich wieder in diesem herrlichen Lande zu sein und bald ein freies Nomadenleben führen zu dürfen, fast selbst schon als Beduine unter Beduinen.

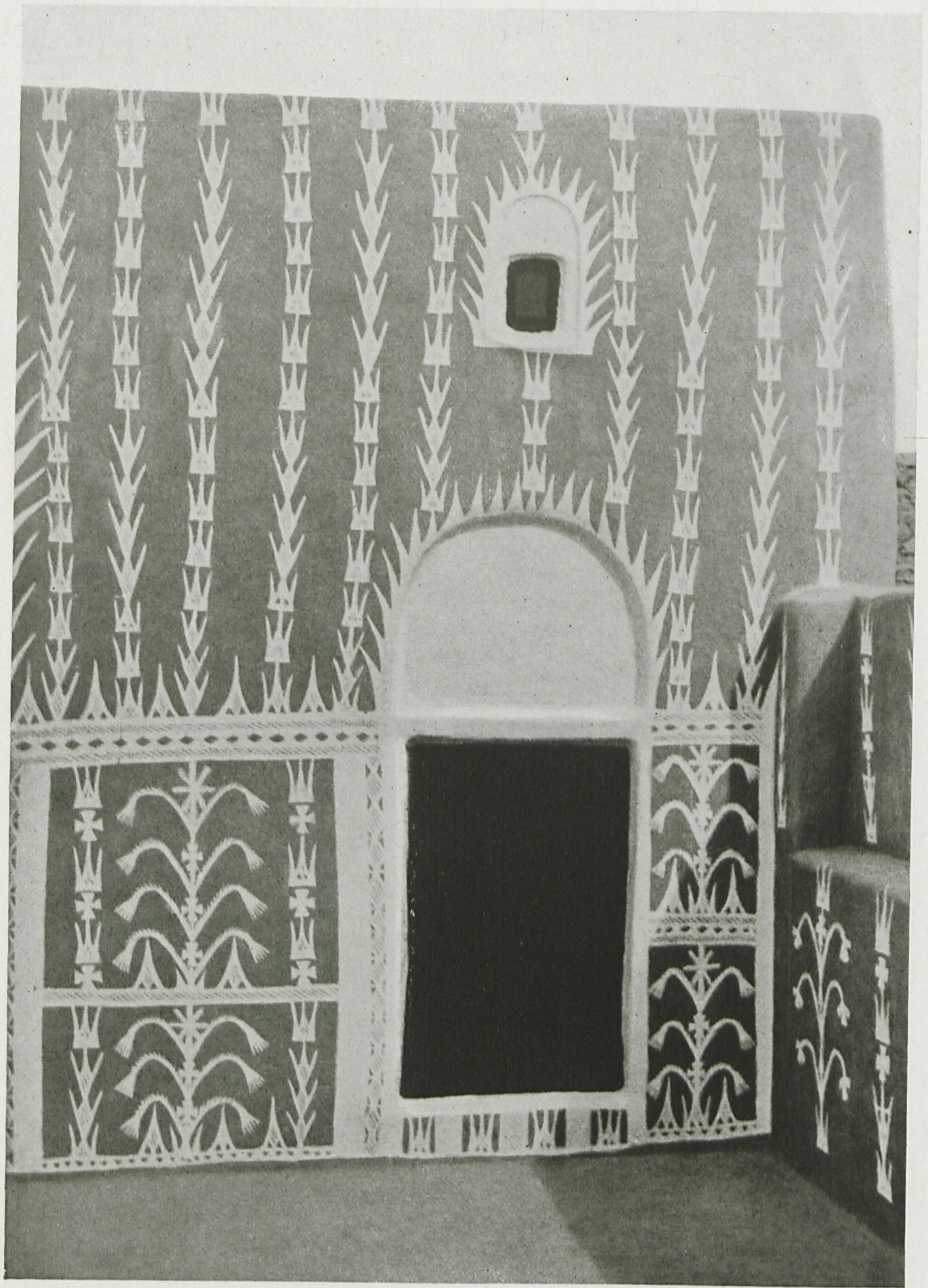
Auch in Schechr gibt es Zollschwierigkeiten. Der Sultan von Makalla und Schechr, der mich früher schon einmal gastlich aufgenommen hatte, befindet sich in Haiderabad in Indien. Mein Gepäck wandert, den Zollbestimmungen des Landes zufolge, den üblichen Weg ins Zollhaus. Und dort liegt es erst einmal sicher. Da sich die Landung gegen Abend vollzog, waren die Soldaten, die hier den Dienst versehen, längst nicht mehr zur Stelle, „man müsse sich auf den nächsten Morgen vertrösten“. An und für sich ist das ja nicht so schlimm, denn Zeit darf in Arabien keine Rolle spielen. Aber Schechr ist ein ungemütlicher Platz, unheimliche Moskitoschwärme überfallen die Stadt des Nachts, während mein Moskitonetz gut verpackt im Zollhaus liegt. Wohl oder übel mußte ich mich in mein Schicksal ergeben und von den kleinen blutsaugenden Geschöpfen peinigen lassen. Sofort nach meiner Ankunft in Schechr nahm ich Verhandlungen mit Beduinen auf, um möglichst schnell ins Innere aufbrechen zu können. Aber einige Tage gingen doch darüber hin, bis wir zu einem Schluß kamen.

In der Nähe von Schechr gibt es heiße Quellen, die Quellen von Tabale. Ich mietete mir einen Esel und einen Beduinen und unternahm in der Zwischenzeit einen kleinen Ritt nach Tabale. Ähnlich wie in Makalla sind um Schechr herum Wachttürme errichtet worden, die ständig von den Beduinensoldaten der Gaëti, des Sultangeschlechtes von Makalla, bewohnt werden.

Die Landschaft dieser Gegend ist ein weites, flaches Wüstengebiet, aus dem einige wenige Inselberge herausragen. Einer von ihnen ist der Dschebel Jucalif; an seinem Fuße liegt Tabale. Neugierig und mißtrauisch halten die Turmwächter nach uns Ausschau. Einer von ihnen kommt von seinem hohen Beobachtungsplatz herabgestiegen. Auf halber Höhe des Turmes ist die Einsteigöffnung; ein Tor gibt es nicht. Aus der Öffnung läßt der Beduine ein Seil herab, das oben befestigt ist, und schnell wie ein Affe klettert er, mit dem Fuße sich gegen die Mauer des Turmes stemmend, an dem Stricke herab, der von einem anderen Wächter sofort wieder heraufgezogen wird, sowie der Beduine sich am Boden befindet, damit es ja kein Unbefugter wagen würde, in den

Ausbooten in Schechr

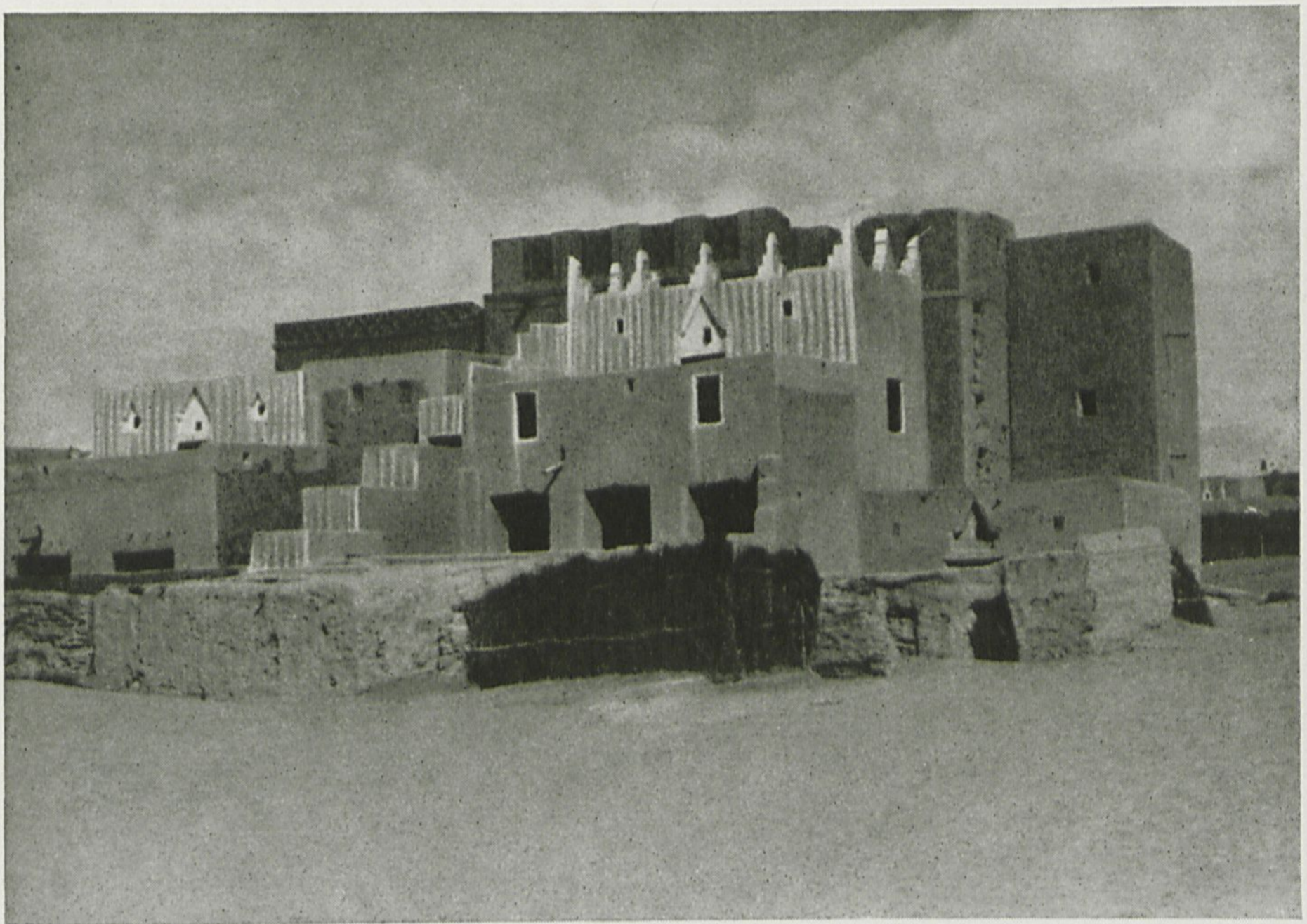




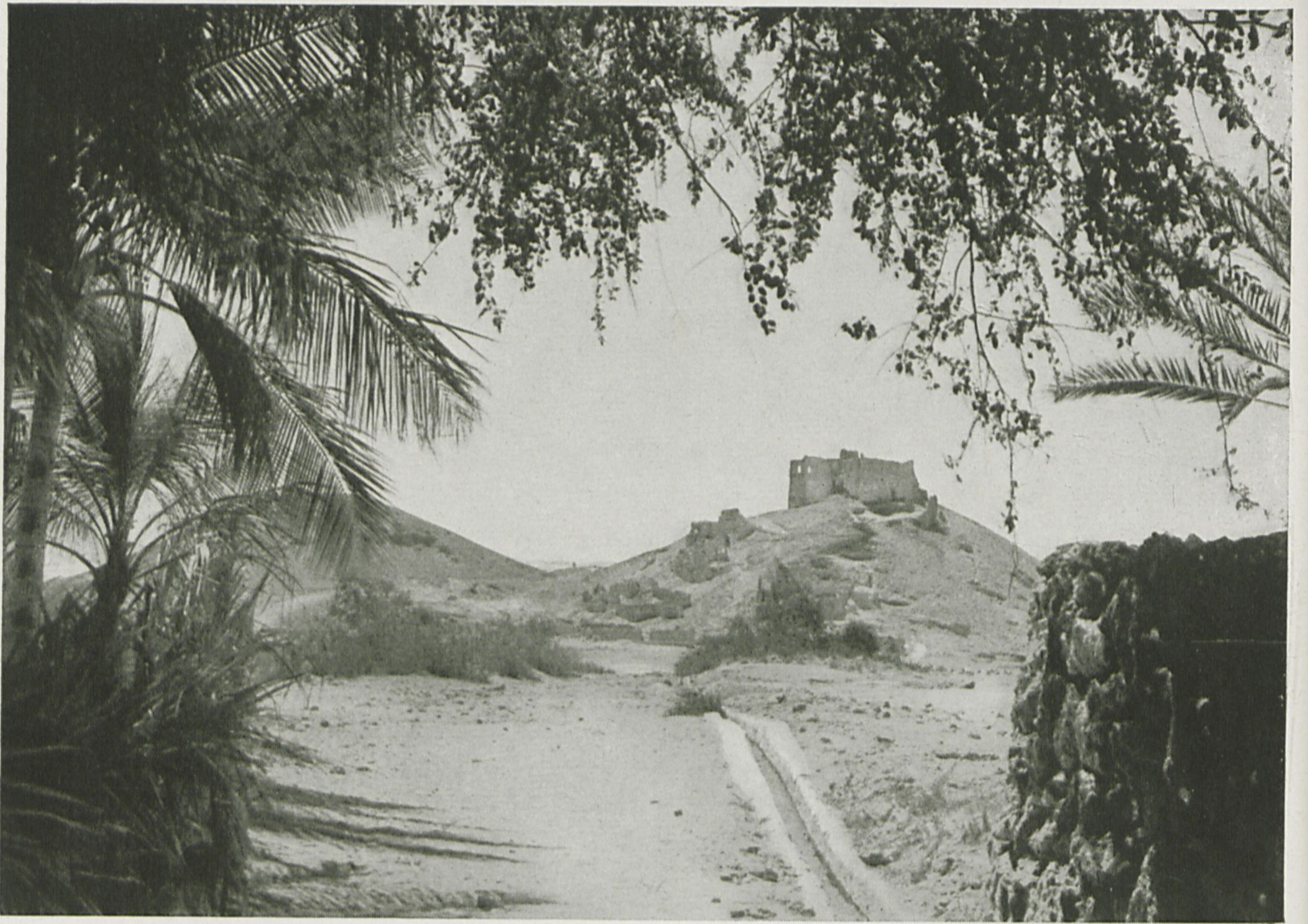
Wandgemälde in einem Beduinenhaus in Wahad



Moschee von Wahad



Wohnhaus in Wahad



Tabale, Burgruine und Wasserleitung

Turm einzusteigen; denn trauen möchte man einem Fremden doch nie so recht.

Sanft gebettet inmitten eines Palmenhaines, umwachsen von frischem Grün, liegt Tabale. Die heißen schwefelhaltigen Quellen lassen es zu, daß sich im Tal des Dschebel Jucalif eine üppige, tropische Vegetation entfalten kann. Heilbringend ist die Wirkung des Wassers auch für die Menschen. Von weit her kommen Kranke und gebrechliche Leute, um in den heißen Wassern zu baden. Tabale gereicht der ganzen Landschaft zum Segen. Täglich in den frühen Morgenstunden kommen kleine Eselkarawanen aus entfernten Dörfern, denen die Natur keine lebenspendende Wasserader geschenkt hat, um in ledernen Ziegenschläuchen den Wasservorrat für den ganzen Tag zu holen. Ja, man hat sogar eine regelrechte Wasserleitung geschaffen; eine Leitung, die von dem zwanzig Kilometer entfernt liegenden Tabale nach Schechr gelegt ist und die die ganze Stadt mit Trinkwasser versorgt. Geringes natürliches Gefälle ist vorhanden, so daß sich schon die Voraussetzung für eine primitive Leitung ergab. Die Anlage besteht aus einer gemauerten Rinne, welche nach oben offen ist und geradeswegs nach Schechr führt. Erst etwa drei Kilometer vor der Stadt ist die Leitung mit steinernen Platten gedeckt, damit das Wasser nicht von den Menschen und Tieren der vor der Stadt wartenden Karawanen verunreinigt wird. Aber an vielen Stellen haben Beduinen die Steinplatten entfernt, lassen ihre Kamele saufen, füllen ihre Wassersäcke und waschen sich gemütlich ihre Füße in der Rinne.

Vor den Toren der Stadt Schechr sind mehrere Lagerplätze entstanden. Beduinen haben sich aus Stroh und Holz ein paar dürftige Hütten errichtet. Frauen, Kinder und allerhand Viehzeug wimmelt durcheinander; es sind kleine Siedlungen halb sesshaft gewordener Beduinen. Etwas abseits gelegen, in einer breiten Mulde, rastet eine große Karawane; sechzig Beduinen und zweihundert Kamele. Noch heute abend wollen sie die Küste verlassen, und ihnen schließe ich mich an.

Said Schäbe heißt der Führer dieser Karawane, vom Stamme der Ma'ari, einem Unterstamme der großen Beduinengemeinschaft der

Homumi, welche das ganze Gebiet zwischen Schechr und Terim ihr eigen nennen, während die Gebirge zwischen Makalla und Schibam mit dem 2400 Meter hohen Berge El Kor von den Sëiban durchwandert werden. Said Schäbe also erscheint am Nachmittag um vier Uhr vor dem Hause des arabischen Agenten Mohammed Baschrahin der Hadramauter Adelsfamilie Al Kaff, in dem ich ein Unterkommen gefunden habe, bepackt zusammen mit anderen Beduinen in größter Eile zwei Kamele mit meinem Gepäck, wobei er immer wieder zum Aufbruch mahnt. Aber als wir dann endlich um fünf Uhr vor die Stadt kommen, ist es mit einem Male gar nicht mehr so eilig; wir kommen zu den anderen Beduinen, die mit uns ziehen wollen, meine beiden Kamele werden wieder abgepackt, der gute Said fordert mich auf, mein Feldbett aufzuschlagen; diese Nacht würde es noch nichts mit der Abreise, erst bei Sonnenaufgang wollten wir uns auf den Weg machen. Deshalb also diese maßlose Eile, um die Nacht über in einem Gewühl von Menschen, Kamelen und Gepäck dicht unter den Toren der Stadt unter der Plage der Moskitos zubringen zu müssen! Allmählich kommen auch meine anderen Reisegefährten, zwei arabische Kaufleute aus Hadramaut, die längere Zeit in Mombassa gewesen waren, und ein mohammedanischer Geistlicher. Alle drei hatten sich ebenso wie ich bei dem Karawanenführer eingemietet. In stockdunkler Nacht kommen sie mit Laternen von ihren Freunden geleitet zum Lager. Auch ein Neger nimmt teil an unserer Reise; ein baumlanges Somali-Neger, Ali Ismail heißt er. Er will nach Hadramaut, um dort seinen Bruder, der im Dienste des Sultans von Terim steht, zu besuchen. Und da er gerade sonst nichts weiter vor hat, bietet er mir seine Dienste während der Reise nach Terim an. Ich willigte ein, so hatte ich doch jemanden, der mir unter den unheimlich vielen Beduinen zur Seite stehen konnte. Ali stammte aus der Gegend von Berbera in Britisch-Somaliland. Er war viel in der Welt herumgekommen, hatte in der nordarabischen Wüste großen Beduinenfürsten gedient, kannte Syrien und den Irak und hatte als Wagenlenker König Ibn Sa'uds mit dem Kampfwagen des Königs die Halbinsel vom

Roten Meer bis zum Persergolf mehrmals durchrast. Abgesehen von dem Ärger, den ich hatte, daß wir heute Nacht noch am selben Platze blieben, ließ man mich auch noch nicht einmal schlafen. Die vielen Beduinen, Frauen und Kinder, die sich im Lager herumtrieben, wollten doch alle den komischen weißen Mann sehen, der sich auf einem so hochbeinigen Gestell, das sich Feldbett nennt, schlafen legt. Ich stellte mich schlafend, aber sie kamen vorsichtig näher, betasteten mich zaghaft, wie man ein Tier berührt, von dem man nicht weiß, ob es gut oder böse ist, immer ängstlich, daß es beißen könnte. Sowie ich mich aber bewegte und sie ansah, liefen sie mit lautem Geschrei davon. Stundenlang hatten sie ihren Spaß daran — und ich kam um meine Nachtruhe. Bis auch meinem neuen Diener Ali die Lust verging und er die ganze Horde kurzer Hand davonjagte, jedenfalls versuchte, sie davonzujagen, denn sie gehorchten ihm natürlich nicht.

Nach kurzer Nachtruhe setzte sich unsere Karawane, als es noch nicht hell geworden war, in Bewegung. Man bedenke, ein Aufbruch von zweihundert Kamelen, das will etwas bedeuten. Die Tiere müssen beladen werden, und das muß schnell gehen. Mit rhythmischen Lauten, halb gesungen, halb gesprochen, ermunterten die Beduinen sich gegenseitig; eine mir so vertraute Ausdrucksweise, die unbedingt zu dem ganzen süd-arabischen Lagerleben mit dem Blubbern und Rülpsen der Kamele dazu gehört. In ganz bestimmten Reihenfolgen wird marschiert. Jeder Beduine hat eine Anzahl Kamele zugeteilt bekommen; meist gehören sie ihm selbst. Er muß darauf achten, daß er sich richtig eingliedert. Ein Kamel ist mit dem Halfter am Schwanz des anderen festgebunden. In einer nicht endenwollenden Prozession ziehen Kamele schemenhaft dem erwachenden Morgen entgegen. Herrlich wäre dieser Morgen, wenn nur nicht die ständig steigende Sonne zu umbarmherzige Glutstrahlen auf Mensch und Tier herabschießen wollte. In prachtvoller Plastik steht vor uns die steile Felswand des süd-arabischen Hochgebirges. Jeder Gipfel und jede Faltung ist deutlich zu sehen. Nie habe ich die Berge Südarabiens in einem solchen Glanz erlebt wie in diesen Februartagen. Doch zwischen

uns und den Bergen liegt die Wüste, ein Tiefland, ausgedörrt und mit Steinen besät, dem nur noch die Tahama gleichzustellen ist, jener trostlose Wüstenstrich Jemens am Roten Meer, mit seiner dürftigen, an Malaria fast zugrunde gegangenen Bevölkerung.

Menschen und Tiere haben sich beruhigt; die Kamele, welche anfangs unter den Lasten stöhnen, fügen sich in ihr Los. Lautlos ziehen wir dem neuen Tag entgegen.

Tarik el Ma'adi

Wir kommen nur langsam voran. Die Kamele haben noch nicht den gewohnten Trott wieder aufgenommen, sie stöhnen zuerst jämmerlich unter dem Gewicht ihrer Lasten. Aber als dann die eigentümlichen Kamelrufe der Beduinen ertönen, mit ihren überschnappenden Jodlern und langgehaltenen Tönen, spitzen die Tiere die Ohren, sie finden den richtigen Rhythmus wieder und fügen sich in ihr Schicksal.

Der Weg führt zunächst durch sandiges Steppenland mit dürftigem Dornestrüpp; dann biegen wir westlich in ein ausgetrocknetes Wadi ein, ein altes Flußbett mit großen und kleinen Steinen übersät, das den Eindruck einer Gletschermoräne erweckt. Schon hier, wo es keinen Weg mehr gibt, muß ich absitzen und muß selbst zusehen, wie ich durch dieses Steingewirr mich hindurchwinde, während die Hitze immer unerträglicher wird. Aber eine große Karawane in schwierigem Terrain kann nicht so schnell voran kommen wie eine kleine Karawane. Ein Tier, das stehen bleibt, dessen Last verrutscht ist und wieder festgebunden wird, hält den ganzen Zug auf. Schon mittags rasten wir. Ein paar dürftige Dornsträucher bieten nur wenig Schatten. Ich mache Bekanntschaft mit meinen Beduinen. Erst jetzt, wo sie für kurze Zeit nicht mit ihren Kamelen beschäftigt sind, kommt einer nach dem anderen zu mir, um mich einmal von nahem zu betrachten; manchem war die Begegnung eines weißen Mannes etwas ganz Neues, andere wiederum hatten mich auf meiner früheren Reise durch Hadramaut gesehen und zwei von ihnen hatten mich damals sogar begleitet. Die Wiedersehensfreude war groß; sie hatte wirklich etwas so Herzliches, wie es eben nur unter alten Freunden

sich zuträgt. Sofort war eine völlige Übereinstimmung geschaffen, ich fühlte mich als einer der ihren. Von nun an bilden wir eine Gemeinschaft als freie Naturmenschen, die sich über alle Strapazen einer beschwerlichen Wüstenreise mit Humor und Ausdauer hinwegsetzen. Nur dadurch kommt man überhaupt zu einer erfolgreichen Reise in Südarabien, daß man an allen kleinen und großen Begebenheiten, die diese Menschen bewegen, regen Anteil nimmt, daß man sich ganz in ihre Psyche hineinzusetzen sucht, daß man auf jeden Fall auch den geringsten Argwohn, den der Beduine von Natur aus gegen jeden Fremden hat, zu beseitigen versucht. Und dann sind sie herrlich, diese Beduinen. Man wird für seine Mühe reichlich belohnt, gewinnt sie zu Freunden und genießt ihren unbedingten Schutz. Niemals auf allen meinen Reisen, außer wenn wir von feindlichen Stämmen angegriffen wurden, habe ich mich auch nur eine Sekunde unsicher gefühlt; eine Waffe führe ich niemals bei mir, um von vornherein jeden Argwohn zu vermeiden.

Einer unserer Beduinen ist vor einigen Tagen von seinem Kamel in den Finger gebissen worden. Ich kann ihm helfen, entferne den schmierigen Lappen, den er sich um den Finger gewickelt hat, hole meine Verbandskiste mit den Medikamenten und verbinde ihm die Wunde schön. Auf einer Forschungsreise, wo monatelang jegliche ärztliche Hilfe fehlt, muß man schon selbst ein wenig von Medizin verstehen, man kann vor allen Dingen viel Gutes tun und manchem armen Kerl behilflich sein. Der Finger heilt, in ein paar Tagen ist er wieder gesund. Aber dann kommt ein anderer Beduine, er hat eine große Narbe am Oberschenkel, sie rührt von einer Verwundung her, die er bei einer Schießerei erhalten hat. Das Bein ist steif geworden. Trotzdem führt er weiter seine Kamele durch die südarabischen Berge wie ehemals. Auch er kommt zu mir und bittet mich, ihn von seinem Leiden zu befreien. Doch hier wird die Sache schon schwierig. Helfen kann ich ihm nicht. Das kann er aber nicht verstehen. Denn habe ich den einen geheilt, so werde ich auch für ihn ein Mittel finden, so denkt er. Der weiße Hakim kann es schon, er ist ein mächtiger Mann, wenn er nur will. Derartige

Fälle bringen den Fremden in eine äußerst schwierige Lage. Und es erfordert eine große Überredungskunst, um diesen einfachen Naturmenschen klarzustellen, daß es gewisse Dinge in der Welt gibt, gegen die selbst der Frengi aus dem Norden machtlos ist.

Wir nähern uns den Bergen Hadramauts. Immer klarer und eindrucksvoller steht diese riesige Bergwand vor uns. Ganz sanft, fast unmerklich, nimmt die Steigung zu. Doch unser Weg führt nicht nach jener großen Schlucht, die in östlicher Richtung ihre klotzigen Felsarme öffnet. Dort führt ein anderer Weg nach Hadramaut; wir wählen jenen, der, westlich abbiegend, im weiten Bogen einem bequemen Tal folgend, über Er Redha el Ma'ara nach Hadramaut führt. Es ist der Tarik el Ma'adi.

Gegen Abend haben wir fast die Felswand erreicht. Aber es geht weiter hinauf in die Ausläufer des Gebirges. Die weite Sicht über das wellige Vorgebirge läßt es zu, daß ich zum ersten Male einen Überblick über die Größe unserer Karawane gewinne, die auf schlängelnden Wegen sich endlos in der Landschaft verliert. Man muß es selbst erlebt haben, um den Zauber, der über dem ganzen liegt, begreifen zu können. Kamele und wieder Kamele begegnen uns, eine große Karawane, die dem Meere zustrebt; ruhig, ganz langsam gleiten die Tiere in sanften, harmonischen Bewegungen an uns vorüber. Kein Hasten und Jagen gibt es hier. Mit edlen, feinen Bewegungen begrüßen sich die Beduinen, die des gleichen Stammes sind, doch einen Aufenthalt gibt es nicht; die Karawanen setzen im selben Tempo ihren Marsch fort.

Und dann kommt wieder das Lager für die Nacht. Nicht alle rasten an einem Platz; in großen Abständen finden sich mehrere Gruppen um die Lagerfeuer ein. Alles geht wie selbstverständlich ohne Reibung vonstatten. Schon während die Kamele von ihren Lasten befreit werden, flammen Lagerfeuer auf und werfen lange Zeit ihren gespenstigen Schein auf ermattete Menschen und Tiere. Der nächste Morgen bringt uns den Aufstieg zum Gebirge. Immer tiefer kommen wir in grotesken Windungen an steilen Abstürzen vorüber in die Schluchten der Berge. Bis hierher war der Weg breit und geglättet. Die Sayed Al Kaff's, jene reiche und angesehene Adelsfamilie Hadramauts, hatte bereits be-

gonnen, hier eine Autostraße nach Hadramaut anlegen zu lassen. Sie hatten auch den Weg von Terim aus begonnen, hatten viele Beduinen von den ihnen ergebenen Stämmen beim Straßenbau beschäftigt. Beide Wege kamen sich immer näher, der Weg von der Küste und der Weg aus dem Innern. Nur eine kurze Verbindungsstrecke fehlte noch, der große Anstieg zum Hochplateau. Doch da wurde den mächtigen Herren Hadramauts ein Halt geboten. Die Beduinen des Stammes Ma'adi wiesen jeden Vorschlag zwecks Bauerlaubnis einer Straße durch ihr Gebiet unweigerlich ab. Nicht Geld noch gute Worte konnten sie bewegen, den Hadramautern eine Durchfahrt zu gewähren. Selbst die fertigen Teile der Straße werden niemals von den wenigen Wagen benutzt, die in einzelne Teile auf Kamele verpackt einst über die Berge geschleppt wurden; man fürchtet die gereizten Wüstenvölker. Ein Beduinenstamm in den Bergen ist eben noch mächtiger als machtvolle Herrscher der Städte. Es bleibt dabei, die alten Wadis Hadramauts* sind eben genau so abgeschlossen wie vor hundert Jahren und vielleicht nicht zum Nachteil der Erhaltung ihrer Kultur. Nachdem das Projekt einer Straße zum Meer gänzlich fehlgeschlagen ist, trägt man sich augenblicklich in Hadramaut mit dem Gedanken, die Möglichkeit eines Autoverkehrs zwischen San'a, der Hauptstadt Jemens und den Städten Hadramauts zu schaffen, zumal in der letzten Zeit die Beziehungen beider Länder recht günstig geworden sind. Aber daß sich dem noch weit schwierigere Hindernisse entgegenstellen, werden wir später sehen.

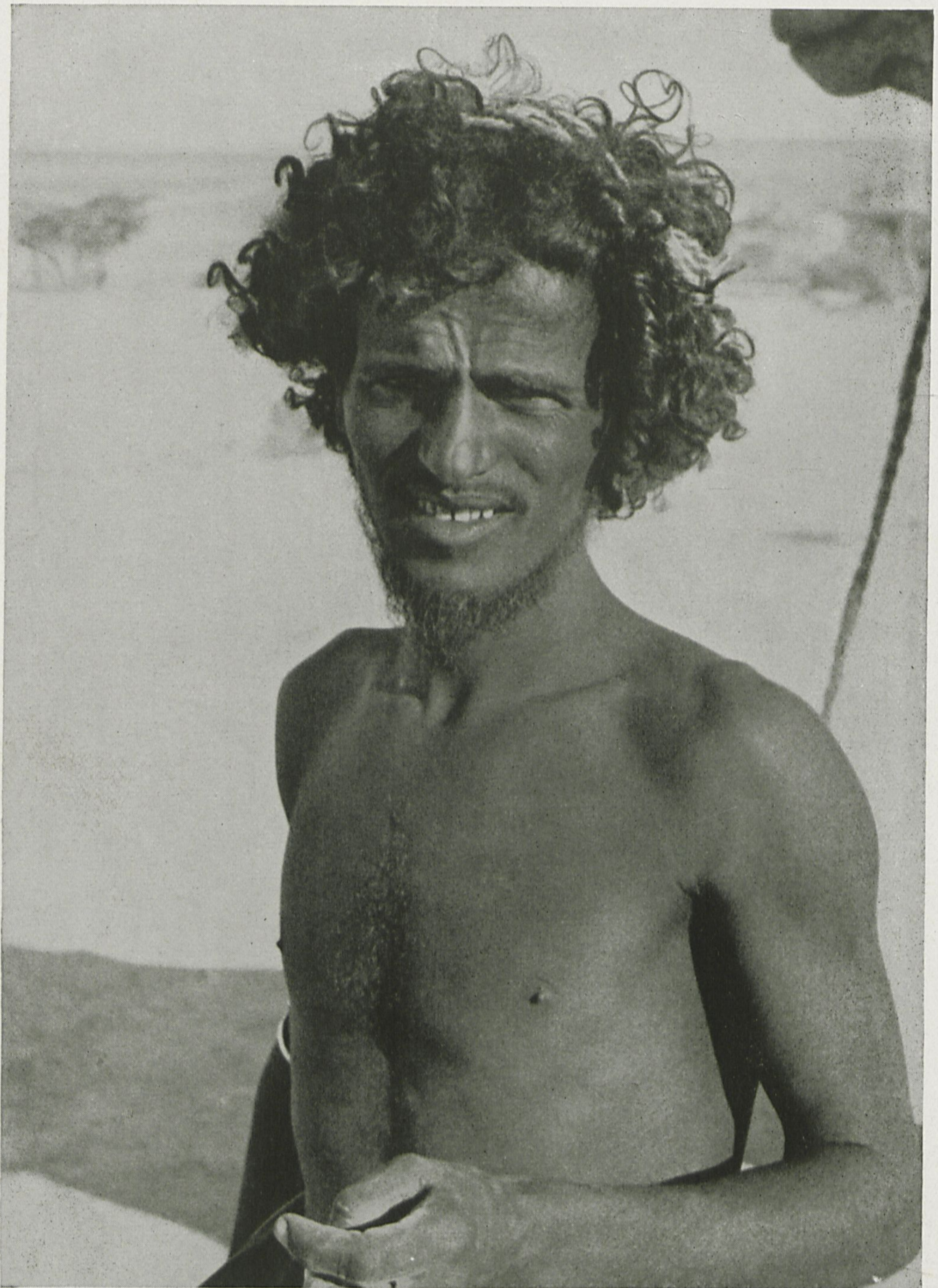
Jetzt sind wir bei den Ma'adi. Sie gehören ebenfalls wie meine Ma'ari zum großen Stamme der Homuni, während die Beduinen Al Kaffs den Tamimi angehören.

Eine Oase inmitten schroffer Felspartien. Sanft gebettet liegt sie unter uns. In sattem gunklem Grün wiegen sich die Kronen der Palmen: ein unglaublich wohltuender Anblick; bald werden wir richtigen Schatten genießen. Ein wundervoller Palmenhain nimmt uns auf. Nie zuvor hat ein Weißer ihn betreten. Der Tarik el Ma'adi ist Neuland, erst später in

*) Siehe Hans Helfritz, „Chicago der Wüste“. Verlag Reimar Hobbing, Berlin.

Felsentor und Wadi im Djol





Beduine der Ma'ari



Beim Reiskochen



Beim Kaffeetrinken



Karawane im Djol

Er Redha el Ma'ara fällt mein Weg teilweise zusammen mit der Reiseroute Leo Hirschs, der im Jahre 1893 Hadramaut bereist hat.

Obwohl es noch früh am Tage ist, wird hier gerastet. Denn fließendes Wasser werden wir, bis wir zum Ziel kommen, nicht mehr antreffen. Besonders für die Tiere ist das wichtig. Hier können sie noch nach Herzenslust trinken, müssen aber dann mehrere Tage ohne Wasser auskommen. Bis jetzt haben wir noch keine Beduinen der Ma'adi zu sehen bekommen. Sie halten sich oberhalb der Tränken auf, an dem kleinen Wasserlauf, der im Fels entspringt und einen so phantastischen Palmengarten hervorgezaubert hat. Bunte Papageien und Webervögel schwirren umher; überall aus dem Boden, der durch kunstvolle Kanäle bewässert wird, sprießen grüne Pflanzen hervor. Doch wo bleiben die Bewohner dieses kleinen Paradieses? Geheimnisvoll nimmt mich Said Schäbe, unser Karawanenführer, beiseite und erklärt mir, daß er bereit wäre, mich zu den Ma'adi zu führen, die ihrem Nachbarstamme, den Ma'ari, diese Wasserstelle gegen Abgabe eines Jahreszolles freigegeben hätten. Aber die Ma'adi seien unliebenswürdige Leute, es sei immer gefährlich, ihnen zu begegnen. Trotzdem wolle er mich mit ihnen bekannt machen, wenn ich ihm einen Taler Bakschich geben würde. Ich willige ein, nehme meinen Ali mit und bald befinden wir uns bei den Beduinen dieses Tales. Sie sind zwar anfangs recht scheu, wie ich das von Beduinen nicht gewohnt bin, aber schon bringen sie Kokosnüsse und Bananen, die sie mir zum Verkauf anbieten. In ganz Hadramaut und auch in den anderen Teilen Südarabiens hatte ich nie eine Kokospalme gesehen; nur Datteln werden gepflanzt. Hier erhält die Landschaft durch den Wechsel von Kokospalmen, Bananen- und Granatapfelstauden einen ganz indischen Charakter. Wir kommen zur Quelle, dort wo ein heller silberner Strahl aus dem Fels hervorsprudelt. Nur wer wochen- und monatelang durch wasserlose Wüsten und Gebirge gereist ist, kann es verstehen, in welche Freude der Anblick fließenden Wassers den Menschen versetzen kann. Ali hat meine vier Feldflaschen mitgenommen, hier bekommen wir einwandfreies Wasser, mit dem wir für einige Tage auskommen können.



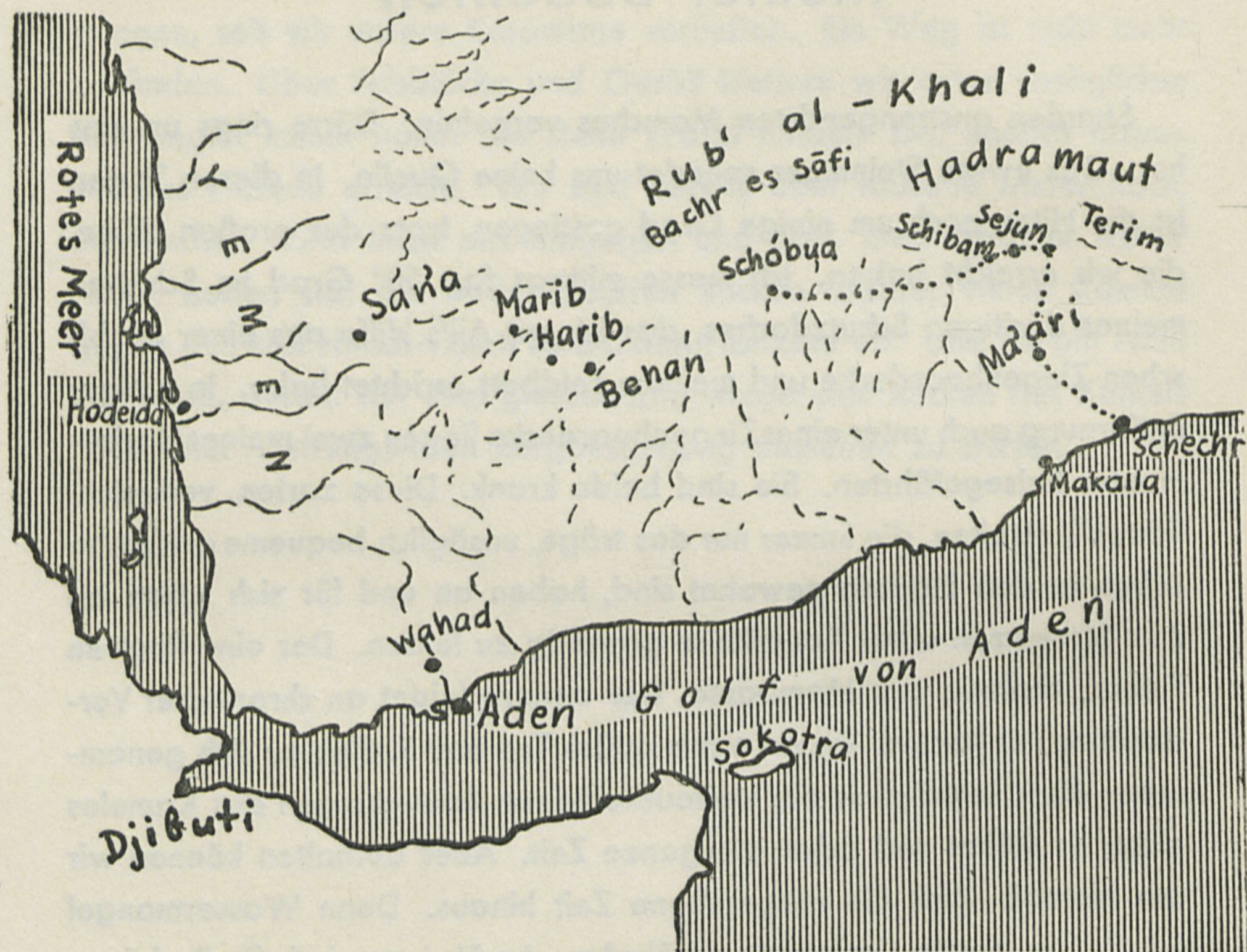
Die Karawane hat inzwischen ihren Marsch fortgesetzt. Auf schmalem Zickzackweg windet sie sich immer höher die Berge hinauf. Doch wir drei schlagen eine andere Richtung ein, folgen noch eine Strecke dem scharfen Felseinschnitt, dann klettern wir auf einem schmalen Ziegenpfad hinauf, gelangen zu einer Höhle, in der mehrere Beduinenfamilien mit ihren Schaf- und Ziegenherden am Tage Schutz gegen die Sonne und ein Obdach für die Nacht gefunden haben. Stunden sind vergangen, seit wir unsere Karawane verließen. Ein Weg ist nicht mehr zu finden. Über Felsblöcke und Geröll klettern wir unter unsäglicher Sonnenglut immer höher die steile Wand hinauf. Da, endlich haben wir das Plateau erreicht. Wir sind bereits über tausend Meter hoch, ein frischer Wind bläst uns entgegen und dort, zwar noch in weiter Ferne, heben sich die hochbepackten Rücken unserer vielen Kamele gegen den sich rötlich-violett färbenden Horizont ab. Und ich bin recht zufrieden, wieder auf dem gleichmäßig wiegenden Rücken des Kamels nach einer anstrengenden Bergbesteigung ausruhen zu dürfen.

Bei den Stammesplätzen meiner Beduinen

Stunden anstrengendsten Marsches vergehen. Dürre rings um uns her. Das ewige Steinmeer spendet uns keine Quelle. In diesen Tagen ist die Hitze noch um einige Grad gestiegen, trotz der großen Höhe, die wir erreicht haben. Ich messe mittags fast 50° Grad im Schatten meines dürftigen Schutzdaches, das ich mit Ali's Hilfe aus einer arabischen Ziegenhaardecke und meinem Feldbett errichtet habe. In einiger Entfernung auch unter einer Ziegenhaardecke liegen zwei meiner Hadramauter Reisegefährten. Sie sind beide krank. Diese zarten, verweichtlichten Gestalten, die immer nur das träge, unsäglich bequeme arabische Leben in den Städten gewohnt sind, haben an und für sich schon an den Strapazen einer Kamelreise gewaltig zu leiden. Der eine liegt im Fieber; Malaria aus Mombassa. Der andere leidet an chronischer Verstopfung; er hat seit Tagen nichts außer Tee und Kaffee zu sich genommen. Auch verträgt er die weitausholenden Bewegungen des Kameles nicht; er stöhnt und ächzt die ganze Zeit. Aber aufhalten können wir uns niemals über die vorgesehene Zeit hinaus. Denn Wassermangel würde die ganze Karawane gefährden. Im übrigen sind die Beduinen Kranken gegenüber außerordentlich hilfsbereit und zartfühlend. Nur der Tod kann den Beduinen von dem ihm anvertrauten Reisenden trennen. In der Mitte des großen Hochplateaus, das sich bis nach Hadramaut erstreckt, Djol oder Meged genannt, liegt ein Gebiet Er Redha el Ma'ara; das Stammesland meiner Beduinen. Eine Reihe von Wadis und Seitentälern mit niedrigen Bergwänden und dürftigen Pflanzenwuchs haben die Beduinen veranlaßt, sich hier anzusiedeln. In großen Abständen stehen einfache Lehmbauten und gedrungene Wacht-

türme. Am vierten Tag unserer Reise treffen wir dort ein, die Karawane löst sich auf, jeder Beduine begibt sich für kurze Zeit zu seiner daheim gebliebenen Familie. Bilad bin Agban heißt das Dorf meiner Beduinen.

Said Schäbe geleitet uns zu seinem Haus. Kinder kommen uns entgegen, viele von ihnen sind seine eigenen, denn er ist ein alter und reicher Mann; er kann es sich leisten, für reichliche Nachkommenschaft



... Reiseweg nach Schöbua

zu sorgen. Vor seinem Hause machen wir Halt. Mein Said geht hinein, seine Frauen küssen ihm die Hand und geleiten ihn zum Tor. Lange warten wir draußen bei den Kamelen, umringt von neugierigen Dorfbewohnern. Endlich kommt er heraus, in würdevoller Haltung, stolz ist er, daß er einen Fremden in sein Dorf einführen darf. Aber seine Stammesgenossen sind noch mißtrauisch; sie wollen sich erst beraten, wollen wissen, mit wem sie es zu tun haben. Es hilft also nichts; Ali und ich

müssen zunächst einmal außerhalb des Dorfes warten. Wir werden unter einen großen Dombaum geführt, um Schutz vor der Sonne zu haben; dort schlage ich mein Feldbett auf, Ali kocht uns beiden Reis. Dom nennen die Araber die Früchte eines großen Dornbaumes, arabisch Dom oder Olb (*Zizyphus spina Christi*), die wie gelbe, verschrumpelte Kirschen aussehen, mit einem großen Kern. Eine außerordentlich wohl-schmeckende Frucht, die frisch und getrocknet genießbar ist. In Hadra-maut macht man sogar gewisse Domkuchen davon. Die getrockneten Früchte werden mit den Kernen zermahlen, mit Wasser vermengt, ein Teig wird geknetet und von diesem Teig formt man Kuchen, die in der Sonne getrocknet werden. Ich selbst ziehe die frischen Früchte den mit Kernsplintern durchsetzten Domkuchen vor. Aber die Eingeborenen behaupten, dieser steinige Brei wäre außerordentlich gut dazu ge-eignet, den Magen einmal gründlich zu reinigen.

Wir hatten die Früchte des Dombaumes, Wasser hatten wir und Reis, das war zunächst das Wichtigste, und Schatten hatten wir auch. Am späten Nachmittag, als ein heißer Wind eine Menge Staub auf-wirbelte und den Aufenthalt unter dem Baume recht ungemütlich machte, wurden wir feierlich in das Dorf eingeholt. Said Schäbe ging voran, führte uns durch einen kleinen Vorhof, in dem sich Ziegen und Schafe tummelten, und durch eine enge Tür gelangten wir in einen großen, niedrigen Raum. Ein paar niedrige Fenster und kleine dreieckige Öff-nungen, die als Schießscharten gedacht sind, lassen nur wenig Luft herein. In der Mitte des Raumes wird eine offene Feuerstelle unterhalten. Da die beiden Öffnungen es kaum gestatten, daß der Rauch ordentlich abziehen kann, war für mich, der ich eine solche Atmosphäre nicht ge-wöhnt bin, jeder Atemzug eine Qual. Aus den Augen liefen mir die hellen Tränen herab. Aber ich durfte mir auf keinen Fall etwas merken lassen. Denn eine große Ehre bedeutet es, von den Beduinen als Gast in ihren Behausungen aufgenommen zu werden. Wir sitzen alle im Kreise ums Feuer herum, mit untergeschlagenen Beinen; aber nur der männliche Teil. Die Frauen bedienen wohl die Männer, halten sich aber dann im Hintergrund des Raumes auf, entfernt von dem Kreise der Männer.

Zunächst die Kaffeeceremonie. Wenige Bohnen und Kaffeeschalen werden auf einem Tiegel über dem Feuer geröstet und dann auf einen geflochtenen Strohteller geschüttet. Der Teller geht im Kreise herum, jeder nimmt eine Bohne und zerknackt sie zwischen den Zähnen. Dann werden Bohnen und Schalen in einem hölzernen Mörser gestoßen, mit Ingwer vermischt, in einen bauchigen Metallkrug mit langem dünnem Hals geschüttet, der schwarz ist vor Alter und Kaffeesatz, und nachdem man Wasser hineingegossen hat, werden sie auf dem Feuer gekocht. In zwei kleinen Tonschälchen wird der arabische Kaffee, der nicht etwa den gewohnten Geschmack des Kaffees hat, sondern den eines starken Ingwergewürzes, uns zwölf Mann, die wir hier versammelt sind, herumgereicht. Jeder trinkt ein paar Schluck, worauf er das Schälchen seinem Nachbar reicht.

Besonders zufrieden ist Ali. Endlich hat man ihn doch anerkannt und läßt ihn nicht draußen vor der Tür sitzen. Unendlich viel hat er zu erzählen; von Afrika, von Ibn Sa'ud, vom Irak. Wie ein König thront er dort, in ein großes buntes Tuch gehüllt, erhaben auf die halbnackten braunen Kerle blickend; es sind ja nur arme Bedu's. Es ist merkwürdig, jeder Neger, den ich in diesem Lande getroffen habe, fühlt sich über die einfachen Leute der Wüste, die gewöhnlichen Bedu's, hoch erhaben. Selbst die Sklaven in Hadramaut. Und wieviel edler ist doch ein Beduine, ein Mensch, der mit der Natur verwachsen ist, als alle Neger und Städter, die seßhaft geworden feste Siedlungen bewohnen. Äußerst dürftig ist die Nahrung der Beduinen. Etwas Brot, etwas Milch, etwas Schafbutter, das ist die gewöhnliche Kost des Bedu. Er ist äußerst genügsam, aber auch ewig hungrig. Und deshalb bettelt er. Die Beduinen betteln den ganzen Tag während der Reise, immer wieder kommen andere, wollen etwas von mir haben. Sie wollen Geld, sie wollen meine Feldflaschen und sie wollen schließlich, daß ich ihnen einen Hammel kaufe. Zwei Tage hatten sie schon darum gebettelt. Jetzt sollen sie ihn endlich bekommen, damit ich Ruhe habe. Und nebenbei gesagt, ich bin einem schönen Hammelbraten auch gar nicht abgeneigt. Ich gebe also Said drei Taler. Ali meint, dafür bekäme man schon

einen sehr fetten Hammel. Doch was geschieht? Aller Augen sind auf Said gerichtet; man erwartet von ihm, daß er einen Jungen beauftrage, er möge einen Hammel bringen. Aber Said bewahrt vollständig seine Ruhe, steckt die drei Taler in den Gürtel und vertröstet die Gesellschaft auf morgen, heute sei es doch schon zu spät. Enttäuschte Gesichter, aber man ist hier zu Gast und muß mit dem trockenen Reis vorlieb nehmen, der uns gereicht wird. Den Hammel aber bekamen wir nie zu sehen, geschweige denn zu schmecken.

Der nächste Morgen brachte uns viele Kranke. Ist der Gesundheitszustand der Beduinen auch für gewöhnlich recht gut, das tägliche Leben unter der die Bakterien tötenden Sonne und der ständige Wechsel ihrer Lagerplätze läßt schwere Seuchen kaum aufkommen, so gibt es in festen Siedlungen, wie hier in Er Redha, schon mehr Krankheiten. Zum Beispiel leben unter den Beduinen des großen Hochplateaus, die ständig starken Witterungsgegensätzen ausgesetzt sind, eine ganze Anzahl Schwindsüchtiger. Die Nächte sind in den Gebirgen oft eisig kalt. Nur mit einer dünnen Baumwolldecke bedeckt, schlafen die armen Kerle auf steinigem Boden. Am Tage war es noch so heiß, daß sie sich mit dem Tuch gegen die sengenden Sonnenstrahlen schützen mußten; in der Nacht können sie es vor Kälte kaum aushalten. Krächzend und hustend ziehen sie am nächsten Morgen ihren Weg. Niemals werden sie auf sich selbst Rücksicht nehmen; immer tun sie ihre Pflicht.

Die Bewohner von Er Redha leiden sehr viel an offenen Wunden, meist sogenannte Orientgeschwüre. Die Südaraber haben auch eigene Heilmethoden; Schröpfen und Brennen sind die bewährtesten. Fast jede innere Krankheit behandelt der Hakim mit Schröpfen. Äußere und innere Leiden behandelt er mit Brennen, wobei in der Regel recht gute Erfolge erzielt werden. Auf diese einfache Heilmethode der Naturvölker — der Chinese kennt dieselben Mittel — ist man ja in der heutigen Medizin zum Teil auch wieder zurückgekommen. Es ist ein ganz einfaches Verfahren. Ein glühendes Eisen wird an verschiedenen Teilen des Körpers angelegt, so daß eine richtige Brandwunde entsteht, die später vernarbt. Es kann aber auch zu heftig gebrannt werden; die Wunde heilt

dann sehr schwer, wie ich es hier erlebte. Ein Kind, noch nicht ein Jahr alt, befand sich in einem jämmerlichen Zustand. Die eine Brustseite war eine einzige Brandwunde. Auch ein größerer Junge hatte ähnliche Verletzungen; Brust und Arm zeigten riesige Brandmale. Zum Glück hatte ich Brandbinden bei mir; so konnte ich doch etwas helfen.

Auf den Nachmittag hat man die Weiterreise angesetzt. Endlose Zeit wird für die Vorbereitungen verwendet. Die Kamele sind schon längst bepackt, aber immer fehlt noch etwas. Auch ist man sich noch lange nicht einig über die Verteilung der Lasten. Zwei Beduinen bleiben in Bilad bin Agban; andere treten an ihre Stelle. Die Sachen werden wieder auf ihre Schwere geprüft, herumgeschleppt, ausgewechselt und von neuem auf die Kamele gebunden. Ewig wird gehandelt. Es ist gewöhnlich so, daß eine große Sendung von Reis oder Zucker, die für Hadramaut bestimmt ist, von einer Karawane zum Transport übernommen wird. Dafür erhält der Karawanenführer eine Pauschalsumme. Die Verteilung an seine Beduinen bleibt ihm überlassen. Nicht alle Lasten sind gleichmäßig verpackt, ein Gepäckstück ist schwerer als das andere, da gibt es schwierige Verwechslungen. Um einigermaßen gleichmäßige Geldverteilung zu erwirken, wechseln die Lasten Tag für Tag die Kamele. Auf diese Weise ist es möglich, daß jeder Beduine gleichmäßig an dem Transport der leichten und schweren Lasten beteiligt wird.

Um drei Uhr verlassen wir den Platz. Über bestellte und unbestellte Felder gelangen wir von dem etwas erhöht liegenden Bilad bin Agban hinab ins Wadi. Allmählich finden sich auch die anderen Teilnehmer der Karawane wieder ein; langsamen Ganges kommen die Kamele die Böschung hinab. Dombäume und Dornestrüpp beleben die Landschaft, weidende Ziegenherden werden von Kindern gehütet.

Die Beduinen legen augenscheinlich nicht sehr viel Wert darauf, heute noch ihre heimatlichen Gefilde zu verlassen. Hier und dort werden alte Bekannte begrüßt, wir kommen zum Bilad bin Schumēmi und gegen Abend nach Rissib bin Imāni, dort ist unser Nachtlager.

Erst der nächste Tag bringt uns das richtige Karawanentempo wieder, nachdem wir uns aus einem üblen Wasserloch, einem kleinen,



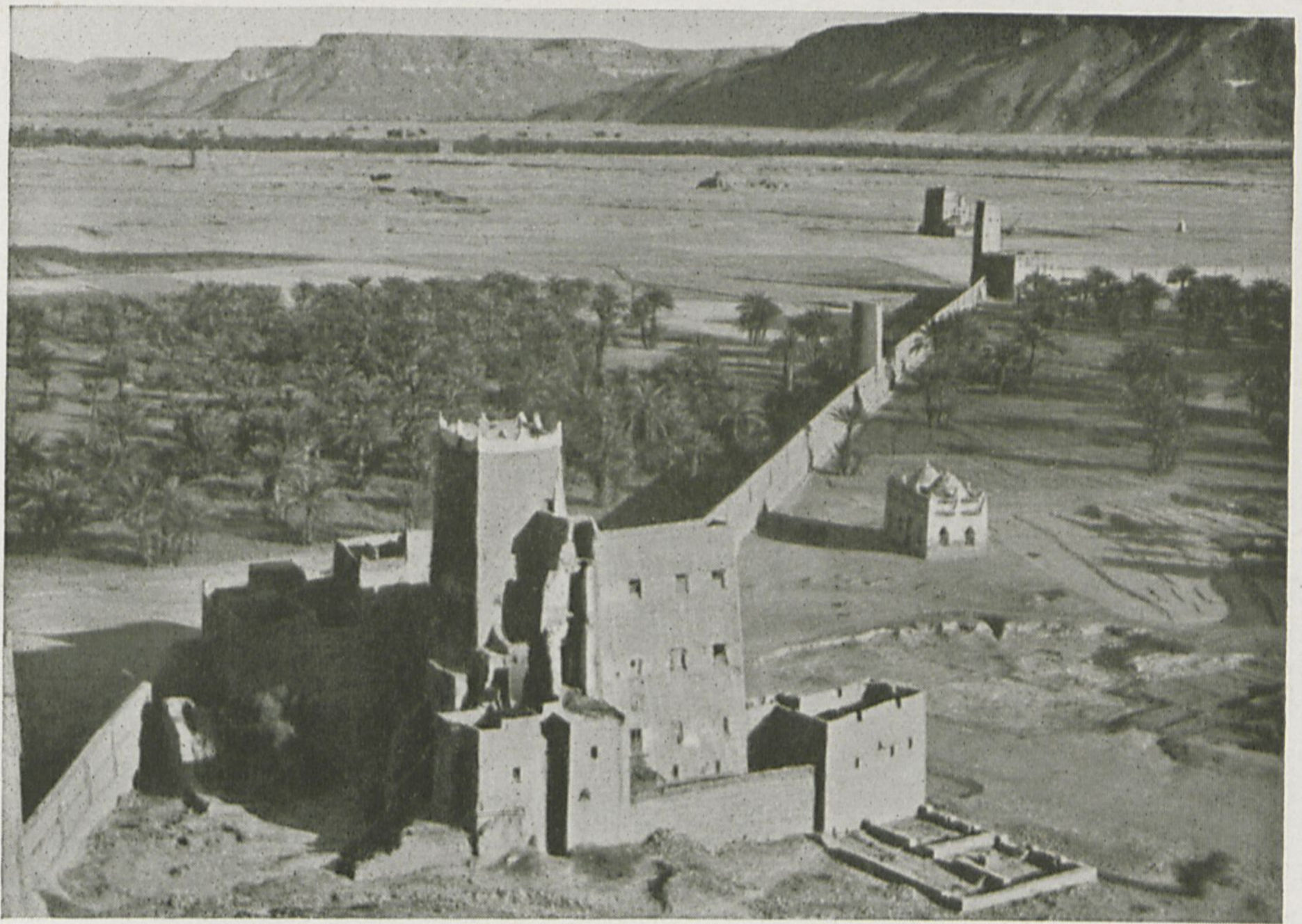
Rast im Hochgebirge



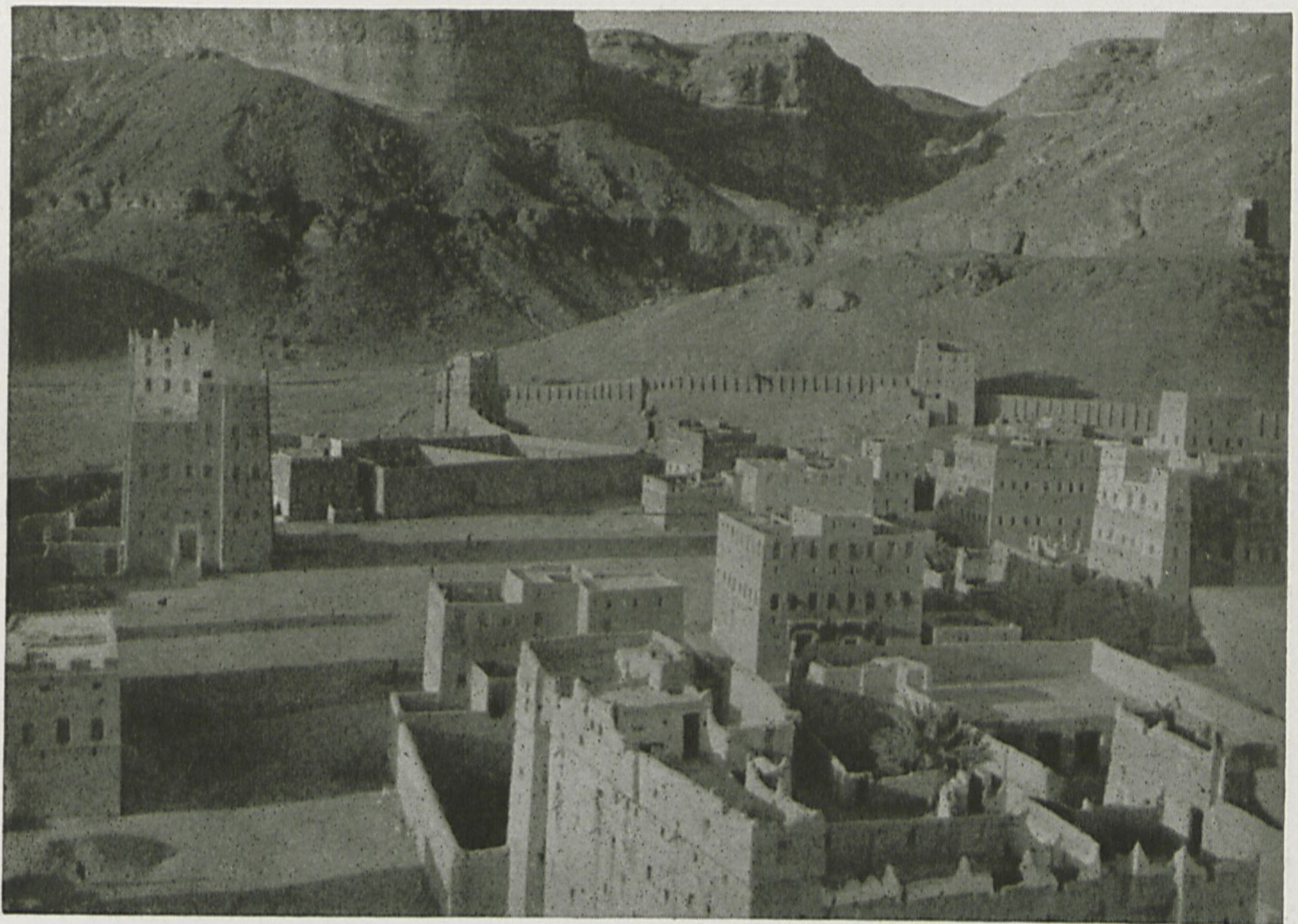
Am Lagerfeuer



Blick auf Sejun und das Wadi



Befestigungen von Terim



Die Stadt Gattan



Auf der Höhe der Hadramauter Berge



Karawane unter einem Dombaum

tief unter der Oberfläche liegenden Tümpel, reichlich mit Wasser versorgt haben. Die letzten Siedlungen, die wir sahen, unterscheiden sich von den üblichen Bauten durch das Material. An Stelle von Lehm werden hier flache Schieferplatten verwendet, die nur von den Gebirgsschichtungen abzutragen sind. Ohne Verwendung anderen Materials entstehen durch einfaches Aufeinanderpassen der Platten die Gebäude in dieser Gegend.

Der Himmel ist mit leichten Cirruswölkchen besät; das deutet auf einen außerordentlich heißen Tag. Jegliche Möglichkeit auf Schatten ist uns wieder genommen. Ein steinernes Meer breitet sich rings um uns aus, weithin sichtbar ist der schmale Karawanenweg; jahrhundertelange Benutzung derselben Pfade hat ein schmales, helles Band in die dunkelbraune Landschaft gemalt. Wie viele Kamelshufe waren nötig, um auf derselben Straße, ein Tier hinter dem anderen herschlüpfend, das Gestein vollständig blank zu wischen.

Hadramaut ist nahe, das Land der großen Cañons, der grünen Palmenhaine und der herrlichen arabischen Bauten. Das Wadi Na'er erreichen wir zuerst, in eine tiefe enge Schlucht steigen wir hinab. Immer breiter wird das Tal, nach rechts mündet der Weg Araf, mir wohlbekannt von der letzten Reise. Das Wadi Na'er mündet in das Wadi Adim. Landleute, Eseltreiber und Beduinen begegnen uns. Unter Palmen, an einem kleinen, fließenden Wasserlauf machen wir Halt. Nach neun Tagen haben wir zum ersten Male die Möglichkeit, uns gründlich zu waschen; das heißt, die beiden arabischen Kaufleute, der mohammedanische Priester und ich; die Beduinen haben es weniger nötig. Aus den Ballen der Kaufleute kommen prachtvolle Gewänder und phantastische Turbane zum Vorschein. In unseren besten Kleidern, stolz auf Kamelen reitend, halten wir feierlichen Einzug in die Stadt Terim, umringt von einer großen Menschenmenge. Die erste Etappe und Basis für meine weiteren Unternehmungen ist erreicht. Herzlich empfangen von den Fürsten des Landes, bin ich für einige Tage ihr Gast und kann die nötigen Vorbereitungen treffen.

In Erwartung des Festes

El Árafa, das große Fest der Mohammedaner, steht bevor.

Ich befinde mich in Sejun, der größten Stadt Hadramauts, die wieder an Bedeutung und Ansehen gewonnen hat, nachdem vor einem Jahr Sayed Abu Bakr bin Schech Al Kaff von Terim, wo er ernsthafte Differenzen mit Beduinen gehabt hat, nun endgültig nach Sejun übergesiedelt ist, zum Segen der Stadt. Denn Abu Bakr ist ein Mäzen; dort, wo er weilt, wirkt sich sein großer Reichtum und seine Freigebigkeit weitestgehend auf seine Umgebung aus. Es hat sich nach meiner letzten Anwesenheit in Sejun vor etwa zwei Jahren manches verändert. Ein neuer Suk ist entstanden, große Marktgebäude, von Abu Bakr gestiftet, die das Stadtbild wesentlich verändert haben. Auch ein neuer Palast ist im Werden, der in einem halben Jahr seiner Vollendung entgegen sieht.

Vor einem Jahr ist es schlimm hergegangen in Terim. Wilde Beduinenstämme versuchten größere Zahlungen von den Al Kaffs herauszubekommen; sie drohten mit einem Krieg. Als schließlich ein Attentat auf Sayed Abu Bakr verübt wurde, zogen es alle fünf Brüder vor, sich mit ihren Familien aus dem Bereich der Tamimi unter die Obhut der Ameri-Beduinen zu begeben, unter den Schutz ihres Freundes, des Sultan Ali bin Mansur von Sejun. Erst als die Zwistigkeiten dann völlig beigelegt wurden, ging ein Teil der Familie zurück nach Terim.

Da es die Sitte des Landes erfordert, daß ein Fremder möglichst sofort den ältesten Fürsten des Landes begrüßt, hielt ich mich nur ganz kurze Zeit in Terim auf und reiste, begleitet von Sayed Said al Kaff, nach Sejun weiter. Das kleine Sommerschlößchen des Sultans vor den Toren der Stadt, weißschimmernd in grüne Pflanzungen gebettet, wurde mein

Gastquartier. Asidin heißt dieser herrliche Platz. Jeden Morgen kommt der Sultan selbst auf einem Pony von seinem großen Schloß in der Stadt nach Asidin geritten und macht mir einen Morgenbesuch, während ich den adligen Fürsten Al Kaff täglich am Nachmittag in seinem Hause begrüßen muß. Das sind Pflichtbesuche, die an arabischen Fürstenhöfen üblich sind. Ein gutmütiger Mann in mittleren Jahren ist der Sultan Ali bin Mansur; ich schätze ihn ebenso wie den Sayed Abu Bakr außerordentlich. Doch eines Tages sagte mir Ali, er könne den Sultan nicht leiden. Ob er ihm etwas getan hätte? Oh nein, aber während ich in der Stadt war, wäre er heimlich gekommen und hätte für meine große Kiste besonderes Interesse gezeigt, die voller Filmrollen war und die ich noch nicht geöffnet hatte. Was denn dort drin verborgen wäre, es sei doch sicher alles Geld; die vielen Taler, die ich inzwischen in Deutschland verdient hätte. Ali hätte doch wohl den Schlüssel zur Kiste und solle einmal öffnen, da er sich an dem Anblick des vielen Geldes erfreuen möchte. Er ist kein Sultan, sagte Ali verächtlich; er ist ein ganz gewöhnlicher Bedu. Und doch ist er ein Sultan; ein guter Sultan; die kleine Neugier verzeihe ich ihm gern.

El Árafa steht vor der Tür. Dieses Fest, eines der größten der Mohammedaner, durfte ich schon früher einmal in Hadramaut erleben. Dem diesjährigen Fest in Sejun werde ich nicht beiwohnen, ich habe andere Pläne. Die Stadt Schóbua, eine der größten Städte des alten sabäischen Reiches, die nie zuvor ein Europäer betreten hat (ein Engländer wurde bei einem Versuch, hineinzugelangen, von den Bewohnern zurückgeschlagen) und die nach Berichten der Beduinen so sichtbare Spuren einer großen Vergangenheit zeigen soll, ist mein Ziel.

Was ist denn dieses Schóbua nun eigentlich? Zu welchem der vier Reiche hat diese Stadt gehört? Ein Rätsel liegt über der Stadt und dem ganzen Lande. Gewiß, die Inschriften, die aus Marib und Behan durch Beduinen in Aden zum Verkauf gelangt sind, Inschriften, die durch Glaser, Wissmann und andere gesammelt wurden, die von Professor Mordtmann und Professor Mittwoch entziffert wurden, geben uns Aufschluß über die alte Geschichte Südarabiens. Doch jeder neue Fund

verbreitet neue Schlaglichter und trägt dazu bei, das Dunkel, das über dem geheimnisvollen Lande schwebt, allmählich zu erhellen.

Drei Perioden können Mordtmann und Mittwoch*) feststellen: die erste beginnt mit der Gründung des sabäischen Reiches, etwa im neunten Jahrhundert v. Chr. von Marib aus. Die Könige führen Kriege mit Main, Ataban und Hadramaut, das Reich entwickelt sich zu einer Großmacht. Um Christi Geburt beginnt die zweite Periode, die Periode der Könige von Saba und du Raidān. Unter dem Aufkommen der Himjariten und unter der Verschiebung des Machtzentrums vom Innern zur Küste, von Marib nach Zafār, endet dieser Abschnitt im dritten Jahrhundert nach Christo. Hierauf nannten sich die Könige von Saba und du Raidān Könige von Hadramaut und Jamanat, das heißt des gesamten Jemens. Im sechsten Jahrhundert endlich wird dieser letzte Abschnitt der sabäischen Geschichte durch die Unterwerfung des Landes durch die Abessinier beendet.

Und in welche Zeit haben wir die Gründung Schóbua's zu setzen? Ist Schóbua vielleicht gleichzusetzen mit Saba, während man allgemein annimmt, daß Marib das alte Saba gewesen wäre? Oder hat es vielleicht nacheinander mehrere Städte gegeben, die den Namen Saba geführt haben? Schon das Wort in seinen jetzt noch gebräuchlichen Ablauten besagt vieles: Schóbua — Shabwa — Saba. Wir wissen doch, daß das Machtzentrum wahrscheinlich klimatischer Veränderungen wegen sich vom Innern nach der Küste zu verschoben hat.

Das Fest hat noch nicht begonnen; acht Tage wird es dauern, und zu dieser Zeit wird von keinem Beduinen eine Karawanenreise unternommen werden. Sieben Tage bleiben mir noch bis zum Beginn des Festes; sie genügen für einen Aufbruch aus Sejun. Um nicht Zeit zu verlieren, halte ich überall Umschau nach Beduinen, deren Stammesplätze in oder um Schóbua liegen. Salim bin Hassan war der Beduine, den ich für mein Unternehmen gewann. Auf dem Markte fand ich ihn, gerade als er seinen letzten Sack Salz im Suk verkauft hatte. Es war gegen

*) Sabäische Inschriften bearbeitet von J. H. Mordtmann und Eugen Mittwoch. Hamburg, de Gruyter 1931.

Abend. Im Begriff, aufzubrechen, versprach er mir, noch heute Nacht selbst zu Sayed Abu Bakr zu kommen, um über eine gemeinsame Reise zu beraten. Doch zuerst müsse er zu den Leuten seines Stammes, die außerhalb der Stadt an einem Platz, der sich Makan bin Mácheri nannte, seiner harren.

Stunden vergingen; von Salim hörte ich nichts. Ich sandte einen Boten zu ihm; er müßte doch sein Versprechen halten, es stehe einem Beduinen nicht an, sein Wort zu brechen. Nach einer Weile erschien er dann auch. Mit ihm, Salim bin Hassan vom Stamme der Al Burēk, kam ich in das Haus Abu Bakr's und dort wurden in Anwesenheit der ganzen Familie die Verhandlungen für meine Reise geführt. So einfach ging es mit Salim doch nicht. Wie jeder andere Beduine seines Stammes hatte er Furcht, einen Fremden mit sich nach Schóbua zu nehmen. Man würde ihm auf jeden Fall große Vorwürfe machen. Wer es als Fremder auch versucht hat, in die Stadt zu gelangen, ist von den sehr angriffslustigen Beduinen der Al Burēk und der Al Qoráb beschossen und zurückgewiesen worden. Die Al Qoráb sind der zweite Stamm, der mit den Al Burēk das Gebiet um Schóbua beherrscht. Und darin liegt die Hauptschwierigkeit eines Übereinkommens. Kommt man mit Beduinen des einen Stammes, so gibt es Reibereien mit denen des anderen und umgekehrt. Doch nachdem wir Salim eine ganz anständige Summe versprochen hatten, von der die Hälfte im voraus, die andere Hälfte nach Beendigung der Reise gezahlt werden sollte, erklärte Salim sich bereit, mit mir aufzubrechen, und zwar sogleich; wir wollten noch vor dem Fest in Irma sein, dem Wohnort meines Beduinen, der ganz in der Nähe Schóbuas liegt. Noch in derselben Nacht machte sich Salim mit den anderen Beduinen seines Stammes auf den Weg, die ebenfalls vor dem Fest ihre Wohnplätze erreichen wollten. Ich selbst bekam von Abu Bakr am nächsten Morgen ein Auto gestellt, das mich über Schibam nach Gattan brachte, dem Sitz des Sultans Ali bin Sala.

Hier treffe ich die letzten Vorbereitungen, während ich Salim mit seinen Kamelen erwarte. Der Sultan stellt mir einen Geleitbrief an den Schech von Schóbua aus — einen Sultan gibt es dort nicht —, des In-

halts, daß den Beduinen aus Schóbua der Zutritt nach Gattan und Hadramaut untersagt würde, wenn sie den „Frenge“ nicht in ihre Stadt ließen. Sie würden also, wenn sie Schwierigkeiten machten, das Hauptabsatzgebiet ihres Salzes verlieren. Ein sehr schöner Brief, aber vollständig überflüssig; denn wie sich später herausstellte, gab es überhaupt keinen Menschen in Schóbua, der des Lesens oder Schreibens kundig war.

Eine Nacht bringe ich im Palaste des Sultans Ali bin Sala, des früheren Sultans von Schibam, zu. Am Abend kommt auch wirklich Salim mit zwei Kamelen, die mich und meinen Diener Ali Ismail am nächsten Morgen meinem Ziele näherbringen sollen. An Gepäck hatte ich nur das Allernotwendigste mitgenommen, denn ich weiß, wenn man in diesen Ländern mit großem Troß dahergereist kommt, gibt es Mißtrauen. Reis, einige Büchsen Konserven, Kaffee, Tee und Zucker werden in den Satteltaschen verstaut. Den Kamelsattel, ein prächtiges Stück altarabischer Arbeit, mit einem Leopardenfell darauf, hatte ich vorher in Sejun einem Beduinen abgekauft. Feldbett, Kochtopf und Wassersäcke waren auf dem zweiten Kamel, das Ali ritt, untergebracht. So verließen wir Gattan, natürlich nicht ohne Leica und Kinoapparat, ich selbst jedoch ohne irgendeine Waffe, nur mein Beduine trägt Dolch und Gewehr. Zum Abschied Salutschießen von den Zinnen des Palastes und Soldatengeleit vor das Tor der Stadt, der Ritt in die Wüste kann beginnen.

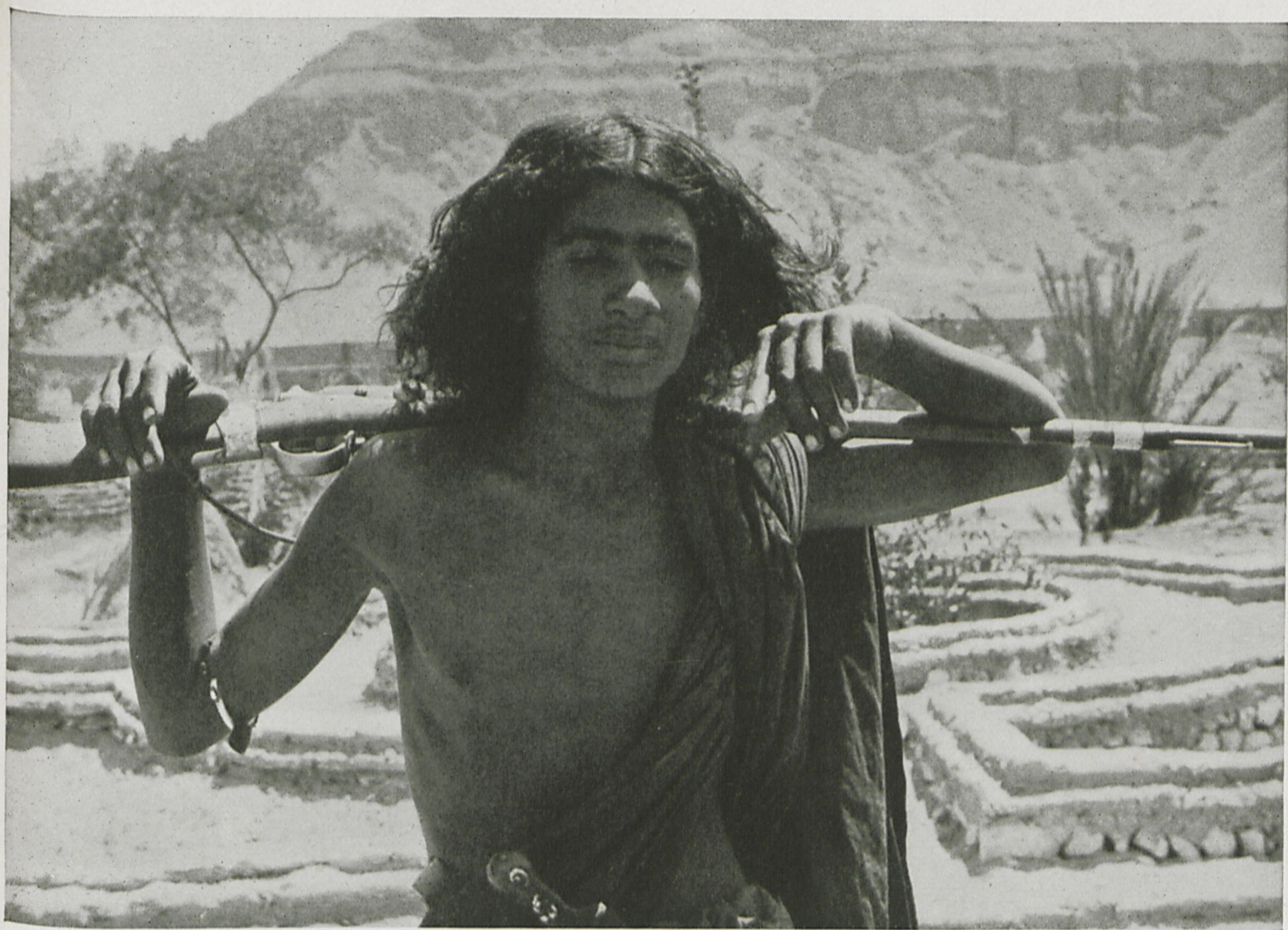
Die versunkene Stadt

Glänzend und klar liegt vor uns die Wüste. Durch leicht gewellte, halbmondförmig angeordnete Flugsanddünen windet sich der Weg. Noch befinden wir uns im Wadi; in großer Entfernung voneinander ragen steile Felswälle empor, an den Hängen in tiefen Rissen kleben Burgruinen, deren zerfallene Mauern an kriegerische Zeiten erinnern. Stunden vergehen. Auch Ali, der den ganzen neuntägigen Weg von der Küste nach Hadramaut zu Fuß gegangen ist, darf reiten. Stolz sitzt er auf seinem Kamel. Bisher hatten wir festen Boden unter den Füßen; wir kletterten über Steine und Felsen, die wild in die Landschaft gewürfelt waren; doch jetzt beginnt der Sand, der das Gehen auf größere Entfernungen unmöglich macht.

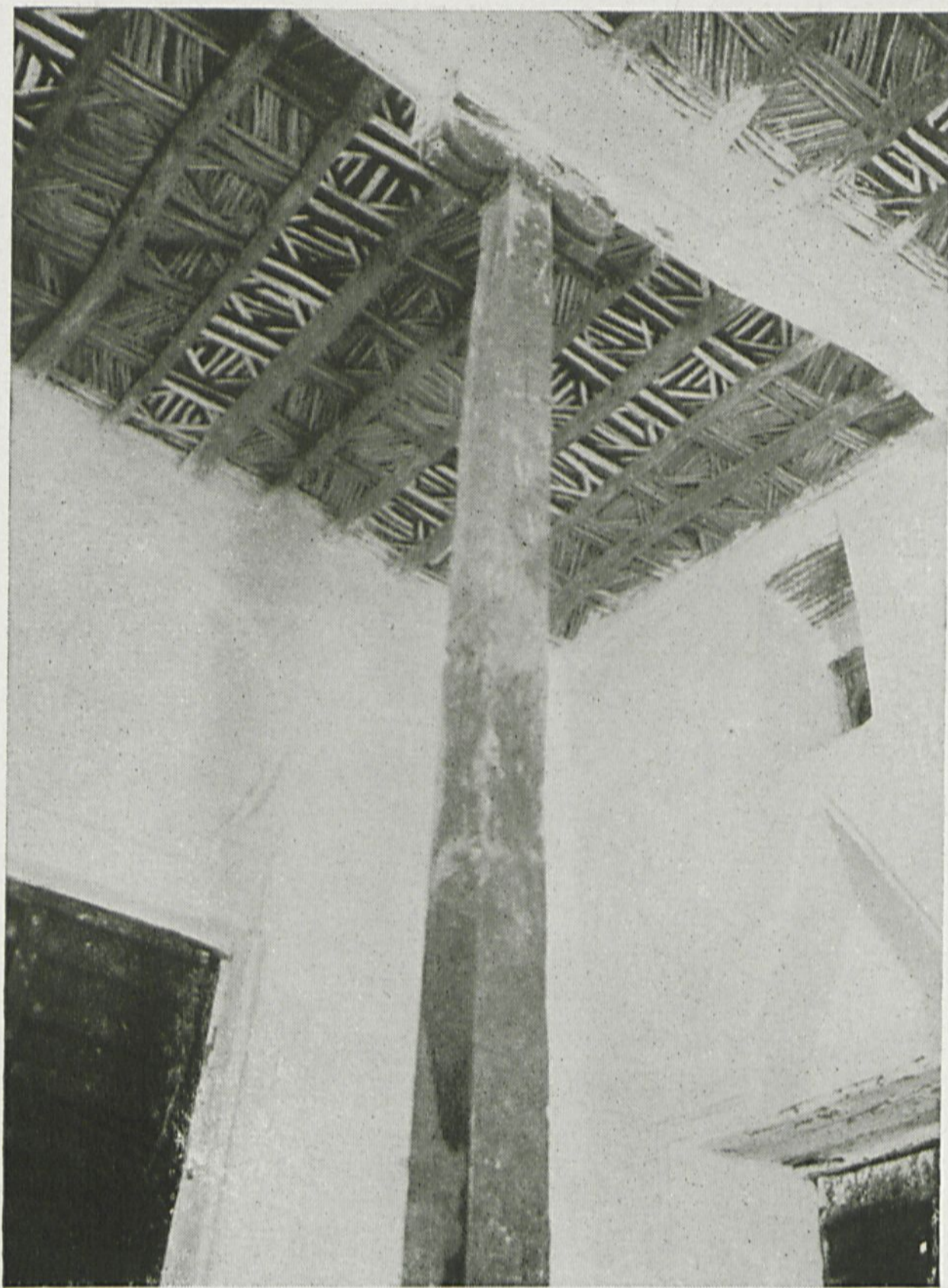
Drei Arten der Wüste kennen die Beduinen, denen sie auch besondere Namen geben. Eine steppenartige Wüste, die hier und da noch spärliche Vegetation aufweist und mit Steinen besät ist, heißt Schë'ib. Fester Lehmboden, flach wie ein Teller, ohne Steine, ohne Vegetation, wie man ihn in Arabien häufig antrifft, wird Djo genannt. Und Ramla ist die Bezeichnung für Sand, für den Sand, den die Winde Arabiens zu regelmäßigen Dünen geschichtet haben.

Noch gibt es Siedlungen. Sfule heißt der Ort, in dessen Nähe wir uns befinden. Nur ein kleiner Teil der Stadt ist sichtbar, die vorgelagerten Dünen nehmen uns die Sicht. Aber in regelmäßigen Abständen tönen einzelne Schüsse zu uns herüber. Ein Kleinkrieg ist hier im Gange, Beduinen belagern die Stadt. Sehr wasserarm ist diese Gegend; um eine Wasserstelle geht der Streit. Ein nicht seltener Vorfall in Südarabien.

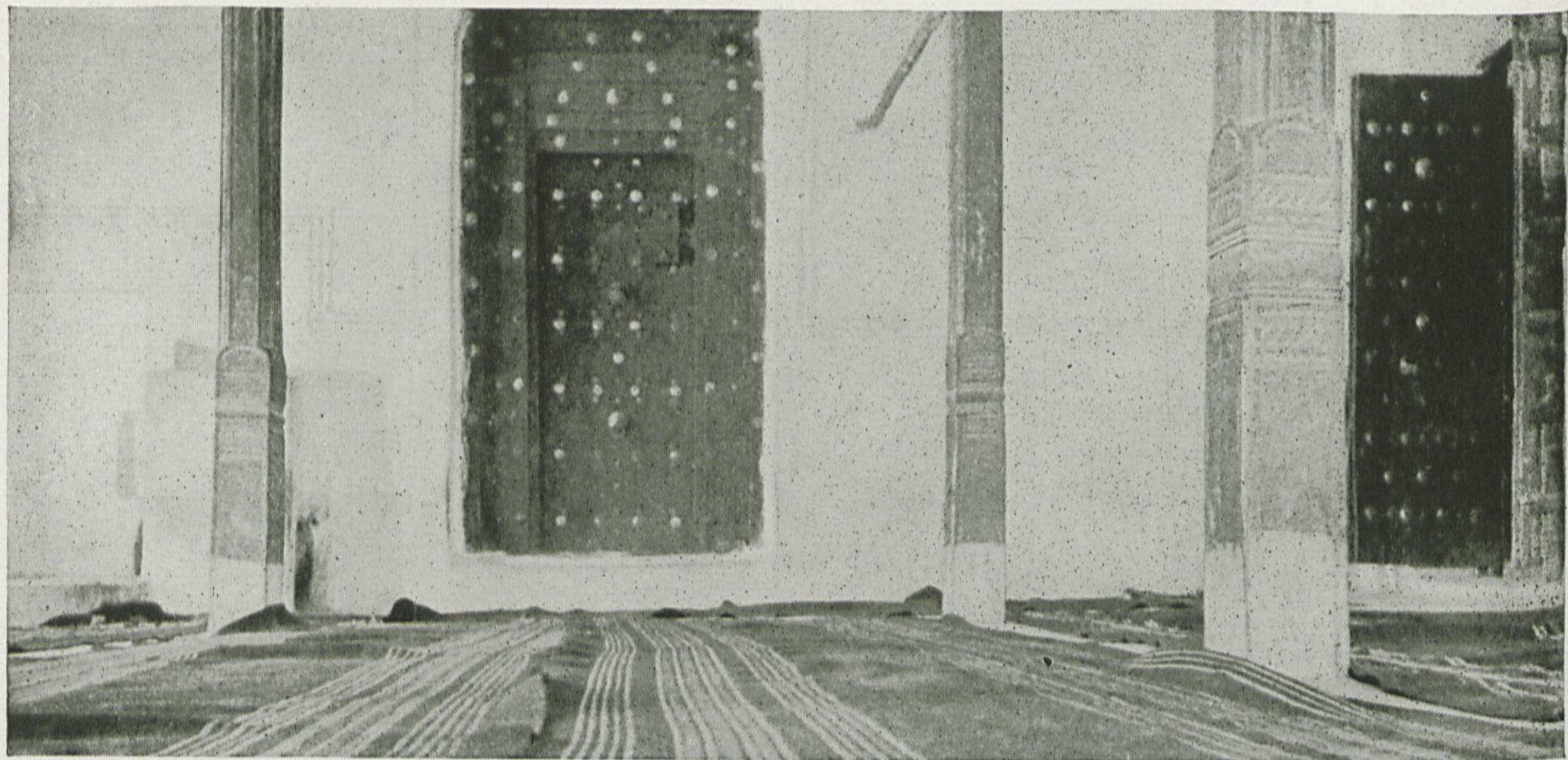
Uns stört es wenig. Wir werden den Ort nicht berühren; wir ziehen ruhig unseren Weg. Doch unser Frieden ist nicht von langer Dauer. Wir sind noch nicht aus Hörweite des Gefechtes, da ereignet sich auch schon der erste Zwischenfall mit einem fremden Beduinen, der recht ungemütlich wird. Wir haben inzwischen einen unserer Reisegefährten eingeholt, mit denen wir für einige Tage einen gemeinsamen Weg haben. Man reist nicht gern allein in Südarabien, besonders außerhalb der Grenzen Hadramauts. Denn gerade das Gebiet, das zwischen Hadramaut und Jemen liegt, das ich auf meiner zweiten Südarabienreise durchquerte, ist besonders gefährlich. Hier haben allein die Beduinen die Macht; kein Sultan oder König kann ihrer natürlichen Raublust Zügel anlegen. So finden auch wir uns wenigstens für die ersten Tage mit einigen Beduinen zusammen; später sind wir ganz auf uns selbst angewiesen. Ambarak ist der erste, den wir treffen; ein Mann mittlerer Jahre mit einem schönen langen Bart, von ganz strengem und etwas mißtrauischem Gesichtsausdruck. Um diesen Ambarak geht jetzt der Streit. Und das kam so: Wir reiten gerade durch hohe Sanddünen, in deren Senken so recht die heiße Luft stehenbleibt, kein Lüftchen regt sich. Ein junger Beduine, eine prachtvolle, wilde Gestalt, taucht plötzlich hinter einer Düne auf. Lässig hockt er auf seinem Kamel und reitet eine Weile gemütlich neben uns her, aber sichtlich verstimmt, ohne zu reden. Plötzlich springt er herunter von seinem Kamel, erwidert kaum unseren Gruß, hält unsere Tiere an und verlangt einen Wegezoll. Ambarak, der temperamentvollere von meinen beiden Beduinen, fängt furchtbar an zu fluchen, der Beduine redet sich in eine solche Wut, daß er am ganzen Leibe zittert, und verlangt auf der Stelle, hier in dem Sand, acht Taler. Beide laden ihre Gewehre. Ambarak gibt nicht nach, auch er brüllt und schreit wie ein Besessener. Salim versucht zu beschwichtigen. Das nächste Mal, wenn wir zurückkommen, sollte er Geld bekommen. Ambarak beschwört es bei seinem Gewehr. Hier, in den Sand, schreit immer wieder der Beduine. Als alles nichts nützt, keine guten und keine bösen Worte — eine Stunde lang dauert schon dieser Wortstreit, und gerade in der größten Sonnenglut —, da reißt Ambarak

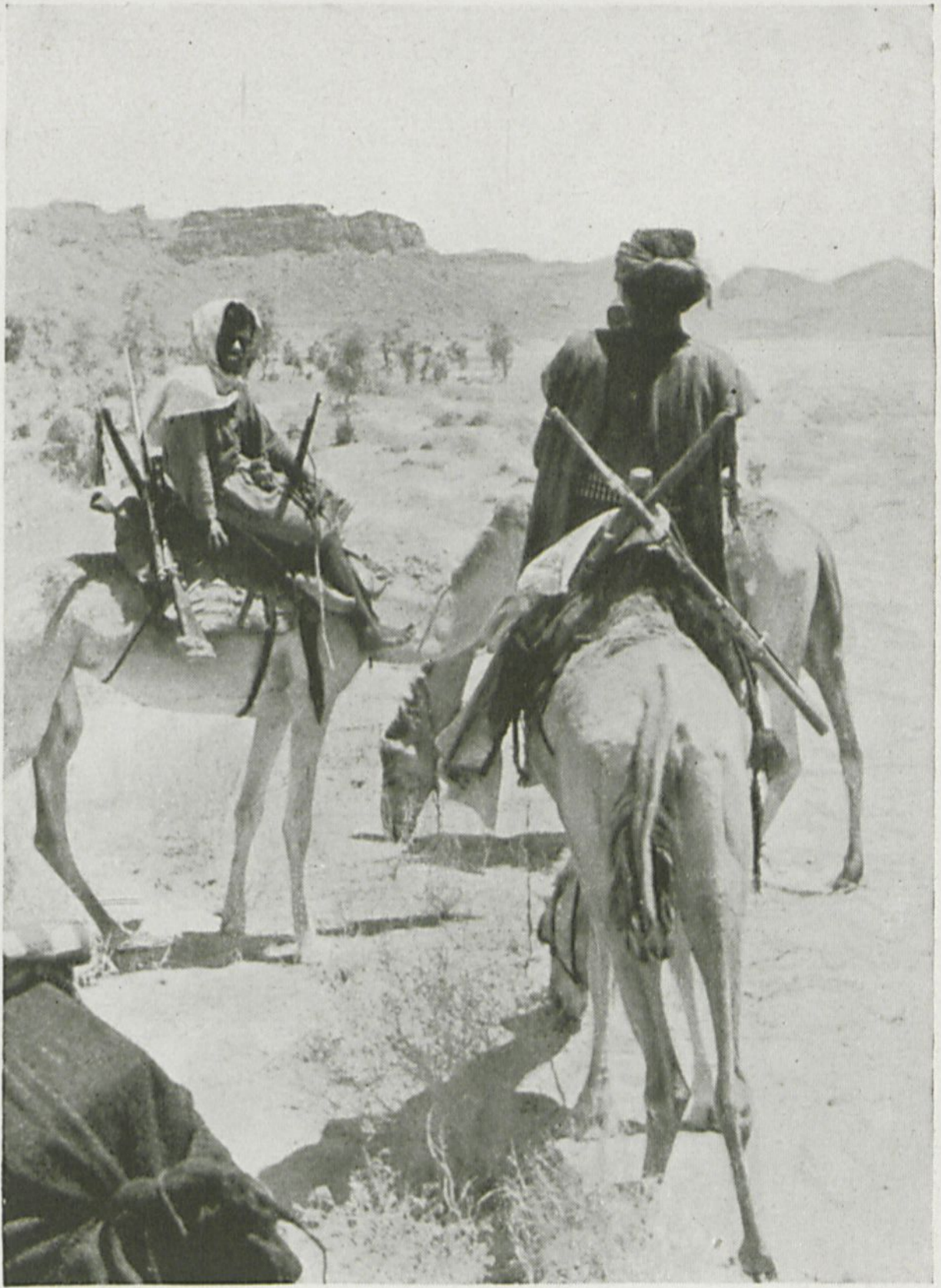


Beduine vom Stamme der Sæari



Wohnraum und Deckentäfelung
im Haus des Sultan von Guoda





Im Wadi Duchr



Beduinen aus Irma auf ihren Rennkamelen



Koffije und Agal vom Kopf und wirft sie seinem Gegner ins Gesicht. Ein Zeichen, daß er jegliche Achtung vor dem Stamme des anderen verloren hat. Inzwischen reiten wir mit Salim voraus und überlassen die beiden Streitenden sich selbst. Denn uns geht die Sache ja eigentlich nichts an. Wieweit eine rechtliche Forderung an Ambarak bestand, habe ich nie erfahren. Bald darauf, als wir uns wieder in den Sanddünen befinden, hören wir Schüsse fallen und sehen, wie der freche Beduine von den Bewohnern des Ortes Eilanije durch Schüsse vertrieben wird.

Am frühen Nachmittag erreichen wir Guoda und rasten zum letzten Male im Hause eines Sultans alten Stils; ein prächtiger, richtiger alter Beduinenhäuptling, der noch den Speer als Waffe trägt. Einfach, aber unglaublich stilvoll, mit geschnitzten Türen und Fenstern und getäfelter Decke ist sein großer Palast gehalten, in dem man sich bei diesen unverdorbenen Menschen außerordentlich wohlfühlen kann.

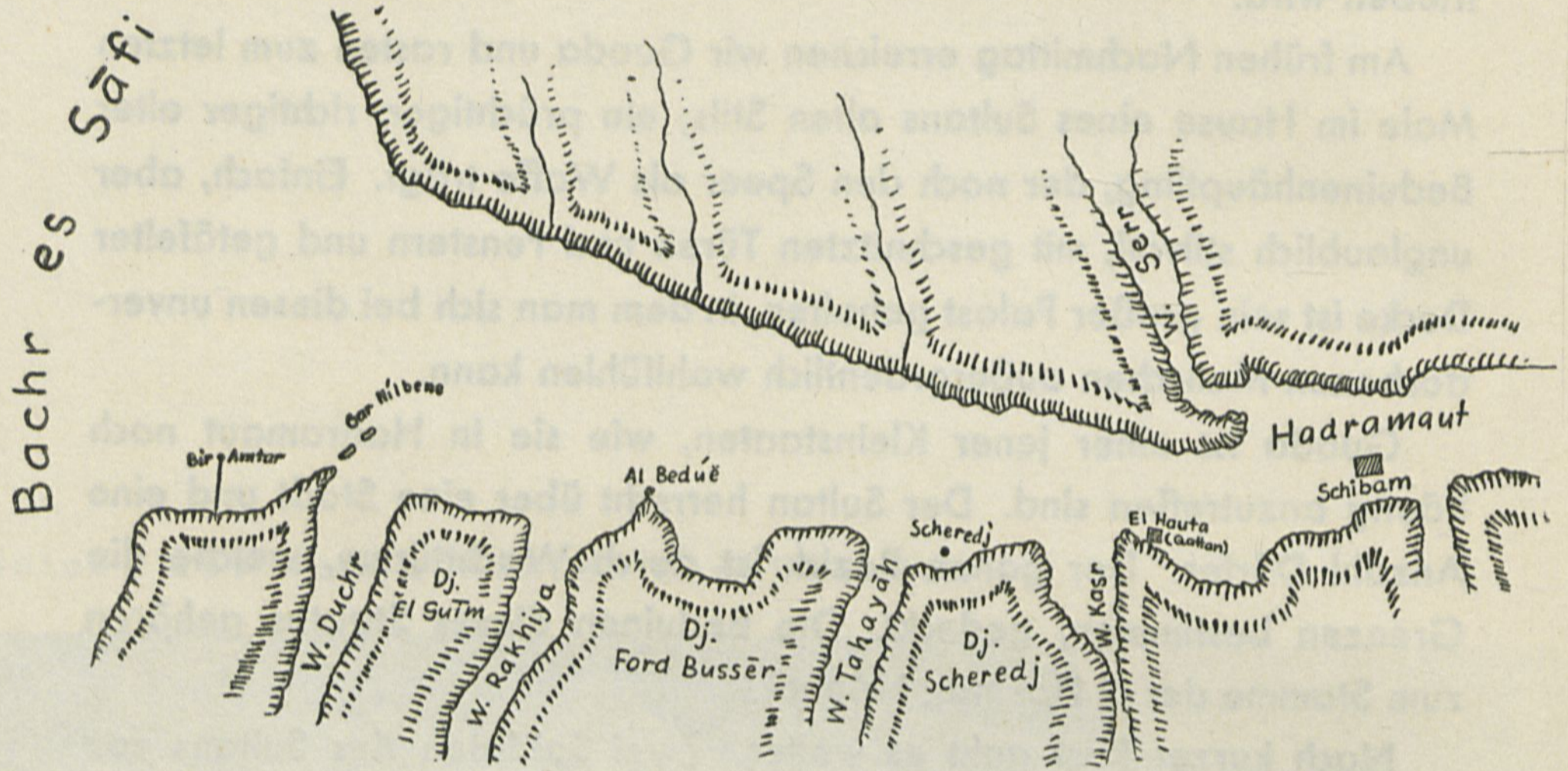
Guoda ist einer jener Kleinstaaten, wie sie in Hadramaut noch häufig anzutreffen sind. Der Sultan herrscht über eine Stadt und eine Anzahl Dörfer. Der ganze Bezirk ist durch Wachtürme, welche die Grenzen bestimmen, gedeckt. Die Beduinen dieses Staates gehören zum Stamme der El Hokman Náhedi.

Nach kurzer Rast geht es weiter. Zwei Soldaten des Sultans von Guoda begleiten uns noch bis zum Abend. Wir kommen nach Scheredj. Bei Beduinen übernachten wir und gelangen am nächsten Mittag zu unserer letzten Wasserstelle, nach Al Bedúe. Aber das Wasser ist schlecht, für Tage müssen wir uns mit diesem brackigen Wasser versorgen. In Guoda hätten wir noch einwandfreies Wasser erhalten. Doch nun ist es zu spät. Ich hatte meinem Beduinen geglaubt, der behauptete, in Al Bedúe würden wir ausgezeichnetes Wasser finden, so daß wir die Kamele nicht vorher unnötig zu belasten brauchten. Beduinen trinken das trübe Wasser aus der übelsten Pfütze mit genau demselben Wohlbehagen, wie wir das köstlichste Quellwasser genießen. Fast immer sind sie immun gegen infiziertes Wasser.

Nun ist auch unsere Karawane vollständig, bestehend aus dreißig Kamelen, vier Beduinen, einem Beduinenmädchen, meinem Diener Ali

und mir selbst. Wir reiten auf alten Karawanenwegen, auf derselben Straße nach Jemem, die ich auf meiner letzten Reise benutzte, ohne jedoch mich Schóbua auch nur nähern zu dürfen.

Wir befinden uns jetzt im Djo. Flach wie ein Teller ist die Landschaft. Von Zeit zu Zeit können wir unterirdische Wasseradern verfolgen, deutlich sichtbar an einem grauen Vegetationsstreifen, der allen Windungen und Biegungen der unterirdischen Ader nachgibt. Steinböcke und Ga-



Die Ausläufer des Hadramauter Gebirges

zellen suchen dieses Gebiet auf, um zu äsen. Mehrmals bekamen wir Rudel zu Gesicht, doch niemals hat ein Beduine ein Tier in meiner Gegenwart erlegt, wenn er sich auch noch so große Mühe gab und stundenlang dem Rudel aufspürte, gewaltige Strecken zu Fuß hinter den Tieren herannte, ihnen den Weg abzuschneiden versuchte und sich dann wieder auf die Lauer legte, während die kleine Karawane ruhig ihres Weges zog.

Der dritte Tag bringt den ersten Fund. Zehn- bis zwölfstündige Märsche haben wir hinter uns. Links, nach Süden gerichtet, liegt die Mündung des Wadi Duchr, das sich gleich einem riesigen Sandstrom



mit steilen Uferabstürzen in das Bachr es Säfi ergießt. Nachdem wir des Nachts nur wenige Stunden vor dem Wadi Duchr gerastet hatten, kommen wir am Morgen zu einem kegelförmigen Inselberg, Gar Nilbene genannt, der die Fortsetzung eines Gebirgszuges bildet. Beduinenkinder, die wir am Morgen trafen, sagten mir, daß es dort oben Inschriften im Fels gäbe, von denen meine Beduinen nichts wußten. Unser Weg führte nicht direkt am Berg vorbei. Ich sonderte mich jedoch von der Karawane ab und bestieg den Berg. Oben fand ich in den zum Teil gut erhaltenen Resten einer alten Stadt Inschriften mit sabäischen Schriftzeichen und am Fuße des Berges eine alte Brunnenanlage, die aber kein Wasser mehr führte.

Es geht weiter. Nach der Mittagsrast trennen sich unsere Wege. Drei Beduinen mit ihren Kamelen nehmen direkten Kurs nach Irma, während Salim, das Beduinenmädchen, Ali und ich den Weg direkt nach Schóbua einschlagen. Noch zwei Tage äußerst anstrengender Reise stehen uns bevor. Einen Tag vor Schóbua verläßt uns auch das Beduinenmädchen, allein auf ihrem Kamel reitet sie davon zu ihrem Stamm, der irgendwo in den Höhlen des Gebirges haust.

Wir wußten, daß die Bewohner der armseligen Beduinensiedlung, die heute auf dem Reste der alten sabäischen Stadt steht, es niemals gutwillig zugeben würden, daß ein Fremder ihre Stadt betrete. Aberglauben und Armut veranlassen sie zu solcher Haltung. Ungeheure Schätze vermuten sie unter den Trümmern der Stadt und wollen nicht, daß ein Fremder sich ihrer bemächtige. Trotz ihrer großen Armut — ihr einziger Erwerb besteht im Verkauf des Salzes, das sie in ihren Bergen finden — gewähren sie nicht einmal gegen Geld und große Geschenke den Zutritt zu dieser geheimnisvollen Stadt. Um doch hineinzugelangen, hatten wir einen regelrechten Kriegsplan entworfen. Wir wollten einfach bei Nacht die Stadt überrumpeln. Und das gelang uns auch. Keinem Beduinen begegneten wir, denn es war ja kurz vor dem Fest, das jeder bei seinem Stamm verbringt. Etwa um zwei Uhr nachts nähern wir uns der Stadt, nachdem wir den ganzen vorigen Tag und die halbe Nacht geritten waren. Schon hatte ich es fast aufgegeben, daß wir

noch diese Nacht unser Ziel erreichen würden. Da ragen auch schon gespenstisch einige Mauerreste aus der Wüste auf, und plötzlich stehen wir dicht vor der Stadt, von der ich einige Befestigungstürme, zerfallene Lehmbauten und eine kleine Moschee mit spitzem, kegelförmigem Dach erkennen kann. An den vier Ecken des quadratischen Baues sind dort, wo der Dachkegel ansetzt, Steinbockgehörne befestigt.

Es bemerkt uns niemand, alles schläft; kein Mensch vermutet unser Kommen. Vorsichtig schleichen wir die Anhöhe hinauf, tasten uns durch eine enge Straße. Keiner von uns spricht einen Ton, lautlos gehen wir weiter. In der Ferne schlägt ein Hund an. Dann ist wieder alles still. Wir stehen vor einem Rasthaus, Salim hat den Schlüssel. In einem kleinen Vorhof lassen wir die Kamele sich niederlegen und nehmen ihnen schnell Sattel und Gepäck ab. Das Haus hat nur einen Raum, der ein Stockwerk hoch gebaut ist. Darunter ist vielleicht noch ein Raum zum Abstellen der Lasten gedacht. Eine schmale Stiege führt außen hinauf zu der Tür, die ins Innere führt. Salim öffnet das Tor, ängstlich drängt er mich zuerst hinein; jetzt in der Nacht darf mich dort niemand entdecken; alles wäre umsonst gewesen. Es ist vollständig dunkel im Raum, die hölzernen Fensterläden sind geschlossen, nur durch die Schießscharten fällt ein matter Schein spärlichen Mondlichtes. Salim und Ali bringen schleunigst unsere wenige Habe und schließen sofort das Tor. Fürs erste sind wir geborgen. Aber wo befinden wir uns? Ich kann es immer noch nicht fassen, daß ich mich wirklich mitten in der geheimnisvollen Stadt aufhalte. Völlig ermattet sinke ich auf mein Feldbett nieder; ein unbeschreibliches Glücksgefühl erfaßt mich, das mich vollständig vergessen läßt, daß ich mich ja eigentlich in einem Wespennest befinde. Noch ist es ruhig, jeden Augenblick jedoch kann eine ungeheure Erregung der Bevölkerung losbrechen, die mir Tod und Verderben bringt. Ich bin zu müde, um mich derartigen Gedanken hinzugeben. Augenblicklich sinke ich in tiefen Schlaf, der leider nur von kurzer Dauer ist.

Beim ersten Morgengrauen, noch ist es dunkel in unserem Raum, weckt uns aufgeregtes Stimmengeschwirr aus dem Schlaf. Rufe werden laut, ich höre deutlich die Stimme Ambāraks. Jetzt lenken Kamelreiter

im Trab auf unser Haus zu, ich kann es gerade durch die Schießscharte erkennen. Elf Beduinen klettern schnell die Treppe hinauf und dringen polternd in unseren Raum ein. Es sind Beduinen der Al Burēk unter ihrem Ambārak, der sie führt. Denn während wir selbst nach Schóbua gingen, hatte Ambārak in seinem Dorf zehn Beduinen seines Stammes für uns gewonnen, die in derselben Nacht auf ihren Rennkamelen, je zwei auf einem Tier, nach Schóbua geeilt sind und nun bei uns eintrafen. Dies Kommen war bei der Bevölkerung Schóbuas nicht unbemerkt geblieben. Zuerst kommen ein paar junge Kerle; noch halb verschlafen schiebt einer den anderen in die enge Tür hinein, immer mehr Beduinen füllen den kleinen Raum, unter ihnen auch der Älteste des Ortes. Noch ist es dunkel im Raum, sie können mich nicht erkennen, ich liege in der innersten Ecke. Bis mich einer entdeckt; plötzlich kommt er auf mich zu, reißt mir die Koffije vom Kopf und schreit: Frengi, Frengi, ein Fremder ist bei uns eingedrungen! Ein wüster Lärm bricht aus, der sich in ein endloses Palawer ergießt. Aber das wollen wir ja gerade. Wir wollen vor allen Dingen die Leute hinhalten und ablenken. Und hierbei ist Ali mir von großem Nutzen. Schnell hat er Kaffee gekocht, er bietet der ganzen Gesellschaft zunächst einmal einen Freundschaftstrunk an. Doch damit nicht genug. Aus meinen Satteltaschen holt er Reis hervor und kocht in dem letzten Wasser, das wir noch im Ziegenschlauch haben, ein wunderbares Reisgericht. Ein kleiner Rest Trinkwasser bleibt mir noch in meiner Feldflasche. Die Beduinen haben sich von der ersten Überraschung erholt, verfolgen mit gierigen Blicken meinen Ali, der sich mit seinen Kochkünsten die größte Mühe gibt. Und ich — mache mich schleunigst mit Filmkamera und Leica aus dem Staube; das heißt, ich versuche so schnell wie möglich die Stadt zu erkunden, die Lage der alten sabäischen Reste festzustellen und soviel wie möglich zu photographieren. Salim und zwei Beduinen begleiten mich, ihre Gewehre sind geladen und entsichert.

Auf drei Hügeln ist die alte Stadt erbaut. Jeder Teil ist ein Trümmerhaufen mächtiger Quadersteine. Der Sand hat den größten Teil verschüttet. Doch über den Trümmern einer Stätte so alter Kultur hat ein armseliges Beduinenvölkchen, das kaum weiß, wovon es leben soll und

nur salziges Wasser zu trinken bekommt, primitive Lehmhütten gebaut, deren Mauern durchsetzt sind von gut erhaltenen Steinen sabäischer Herkunft. Häßlich und unfreundlich sind diese Gebäude, verkommen und zerfallen. Wie ein böser Drache liegt ein Gewirr von verkommenen Behausungen über der alten Sabäerstadt. Ängstlich besorgt um die verborgenen Schätze, an die sie selbst nie herankommen können, bedrohen diese wilden Volksstämme jeden, der der Stadt auch nur zu nahe kommt, mit dem Tode.

Die drei Hügel sind im Halbkreis angeordnet. Auf einem der äußeren befindet sich das Rasthaus. Eine enge Straße führt von hier an einem zerschossenen Wachturm vorüber auf die Kuppe des Hügels. Von hier gewinne ich den ersten Überblick. Frauen kommen schimpfend und schreiend aus den Häusern, sie werfen mit Steinen und Sand nach mir. Die Kinder sind schon friedlicher. Ich verspreche einem Beduinenjungen eine Belohnung; er soll mich zu den Inschriften führen, die mit sabäischen Schriftzeichen in große Steinplatten eingeritzt sind und nach Aussage der Beduinen reichlich vorhanden sein sollen. Wir kommen zu dem zweiten, dem mittleren Hügel. Immer wieder will ich die Inschriften zu sehen bekommen, doch keiner getraut sich, sie mir zu zeigen. Salim behauptet, er wüßte die Plätze nicht. Fieberhaft suche ich selbst, immer wieder filmend und photographierend. Denn nur eine kurze Frist ist mir gesetzt. Immer lebhafter wird es in der Stadt. Gewaltsam zerren mich meine Beduinen weiter. Doch jetzt habe ich eine Inschrift gefunden. Als Schwelle zu einem Ziegenstall hat man den großen behauenen Stein mit den alten Zeichen darauf verwendet. Immer weiter geht es, über riesige Quadersteine muß ich klettern und wieder hinauf zum dritten Hügel. Doch jetzt entdecke ich ein prachtvolles Bauwerk, die Reste des alten Königspalastes. In einer Mulde liegt er zwischen den Hügeln, nur zum Teil sehen seine klotzigen Mauerreste aus einem Haufen von Schutt und Geröll hervor. Ich stürze wieder hinab, meine Beduinen wollen mich zurückhalten, denn aufgereggt gestikulierend kommen drei Schóbua-Beduinen auf uns zu gerannt und wollen mich am Weitergehen hindern. Ich habe gerade noch Zeit, den Palast zu photographieren

und ein paar Meter Filmaufnahmen zu machen und sehe ein, daß es höchste Zeit ist, zu unserem Rasthaus zurückzukehren. Im Laufschrift können wir gerade noch, eine andere Richtung einschlagend, unseren Angreifern entkommen. Es fallen einige Schüsse, unserem Salim ist nicht recht wohl zumute. Im Rasthaus ist alles in hellster Aufregung. Ali weiß sich nicht mehr zu helfen, den Reis haben die Beduinen ihm vollkommen aufgeessen und machen Andeutungen, daß sie uns so leicht nicht wieder laufen ließen. Ich finde Ali in furchtbarer Verfassung; all unser Hab und Gut packt er schleunigst zusammen, stopft es in die Satteltaschen, in den Chorudj; Feldbett und Decken bindet Salim zusammen. Doch ich dagegen lasse mich in meiner Ruhe nicht stören, knipse den Menschenauflauf vor unserem Haus aus der Schießscharte heraus, kaufe einem Beduinen schleunigst noch einen sabäischen Stein mit einer Skulptur ab, erst dann verlasse ich das Haus. Es ist aber auch höchste Zeit, die Beduinen geraten jetzt wirklich aneinander. Immer mehr Schüsse fallen, ein Beduine versucht dem anderen das Gewehr zu entreißen. Ich selbst weiß nicht, welches unsere Gegner und welches unsere eigenen Beduinen sind, denn ich hatte sie ja, außer Ambārak, niemals vorher gesehen. Meine beiden Kamele sind schnell bepackt. Überall, auf den Zinnen und Dächern der Häuser verschanzen sich Beduinen. Aber meine Leute verstehen es gut, die Aufmerksamkeit der Bewohner von Schóbua auf sich selbst zu lenken und die Schlimmsten von Ali und mir abzuhalten. Ich selbst gehe vor dem ersten Kamel, Ali vor dem zweiten. In Deckung der Kamelleiber verlassen wir eiligst die ungastliche Stadt, während Salim und meine elf Beduinen sich noch heftig mit den Einwohnern der Stadt herumschlagen. Immer wieder fallen Schüsse; von den Dächern der Stadt sausen sie hernieder, fahren pfeifend dicht an mir vorbei und schlagen vor mir in den Boden, so daß mir der Sand entgegenspritzt.

Lange dauert es, bis wir aus der Reichweite der Geschosse sind. Wiederum hat unsere kleine Truppe uns aus einer schwierigen Lage gerettet, indem sie durch anhaltendes Geplänkel die feindlichen Beduinen von unserer Verfolgung abhielten. Etwa drei Kilometer bis an den Rand

des Gebirges sind wir gekommen und warten auf unsere Leute. Nicht lange dauert es. Eine Horde Reiter jagt auf uns zu, wir können aber noch nicht unterscheiden, sind es unsere eigenen Beduinen oder sind es feindliche Reiter, die unsere Verfolgung aufnehmen? Erst das freudige Geschrei, mit dem sie ihre Rennkamele aufmuntern, gibt uns die Gewißheit, daß es die Unserigen sind. Wir sind wieder glücklich vereint und für den Augenblick geborgen. Jetzt gilt es noch zwei Pässe zu überwinden, dann gäbe es keine Schwierigkeiten mehr; nach wenigen Stunden sollten wir in Irma sein unter der gastlichen Obhut Salim bin Hassans.

Beduine der Al Burēk





Ruinen aus sabäischer Zeit in Schóbua



Flucht aus Schóbua



Der sabäische Palast in Schóbua



Beduinen in Schóbua schußbereit



Die Salzberge von einem Ruinenhügel Schóbuas aus
gesehen



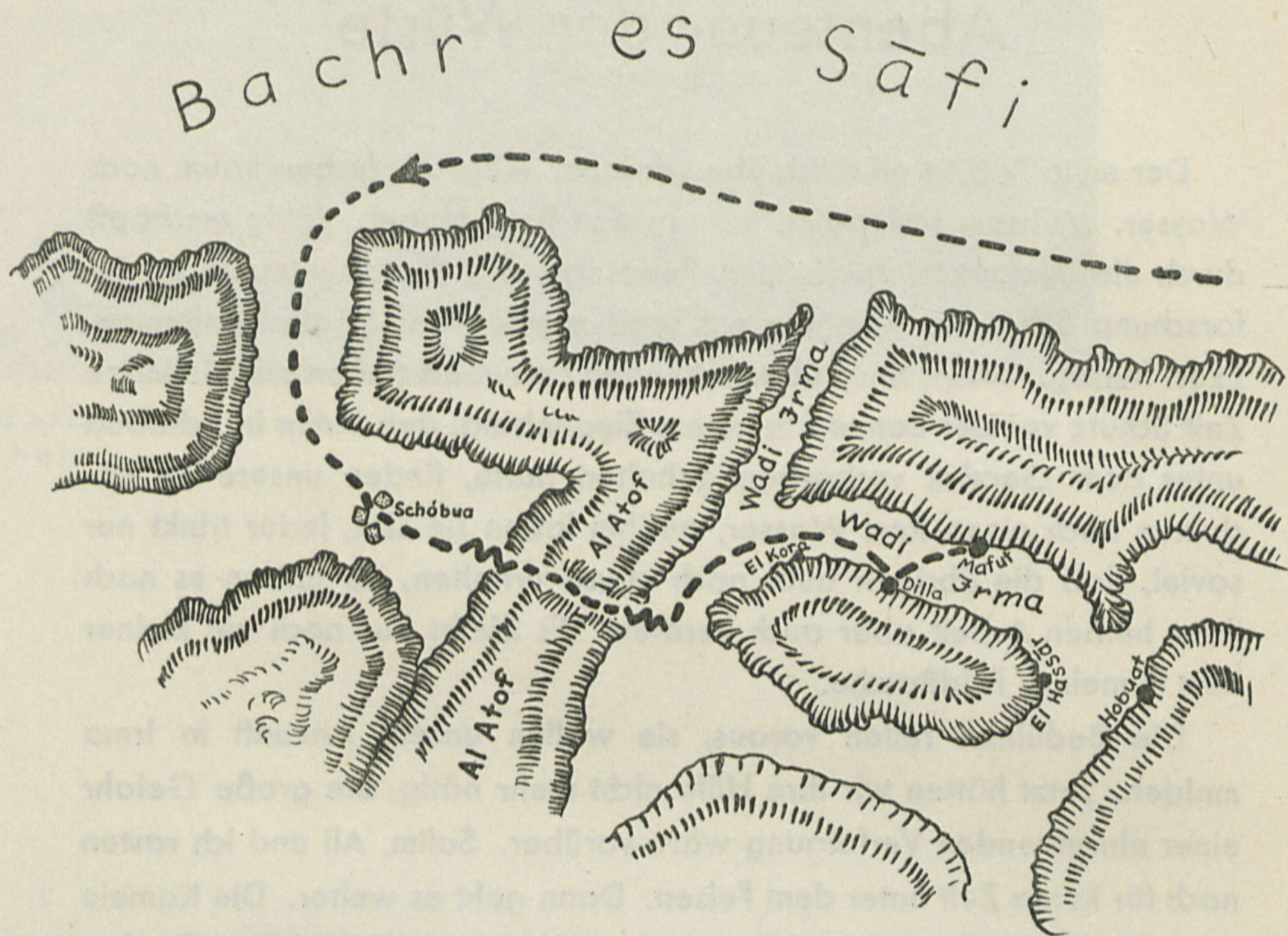
Cyklopische Mauerreste der alten Sebäerstadt

Abenteuer der Wüste

Der erste Paß ist glücklich überschritten. Aber wir haben kaum noch Wasser. Mühsam schleppten wir uns den Berg hinauf. Völlig erschöpft durch die Strapazen der letzten Reisetage und die abenteuerliche Erforschung Schóbuas kommen wir jetzt zum erstenmal zur Besinnung. Es ist Mittag. Unter einer überstehenden Felswand finden wir für kurze Zeit Schutz vor der Sonne. In einem Ziegenbalg, den Salim in Schóbua unter dem Gepäck verborgen gehalten hatte, finden unsere elf Beduinen noch einen Rest Wasser, an ihm laben sie sich, jeder trinkt nur soviel, daß die übrigen auch noch etwas erhalten, sie haben es nach ihrer heißen Arbeit aber auch verdient. Es bleibt nur noch ein kleiner Rest in meiner Feldflasche.

Die Beduinen reiten voraus, sie wollen unsere Ankunft in Irma melden. Jetzt hätten wir ihre Hilfe nicht mehr nötig, die große Gefahr einer einsetzenden Verfolgung wäre vorüber. Salim, Ali und ich rasten noch für kurze Zeit unter dem Felsen. Dann geht es weiter. Die Kamele schlurfen lässig die weichen Lederpolster ihrer Hufe über das heiße Gestein. Der Weg führt über eine ausgedehnte Hochebene und zieht gerade auf einer Senke zwischen zwei kegelförmigen Bergkuppen hindurch. Wir kommen näher. Enger, immer enger wird der Pfad. An beiden Seiten türmen sich dunkelbraune Geröllhalden auf. Wir haben die Mitte des Passes erreicht. Plötzlich krachen hintereinander drei Schüsse, deren Echo mehrmals von den Bergwänden zurückgeworfen wird. Aber wir sehen keinen Schützen. Salim ruft den unsichtbaren Beduinen zu: Kommt doch herunter, was wollt ihr von mir, ich bin Salim vom Stamme der Al Burék. Als Antwort folgen wieder einige Schüsse, doch jetzt wird unsere Lage schon ungemütlich. Dicht um uns treffen die

Kugeln auf das Gestein mit helltönendem Aufschlag. Hinter den Bergkuppen halten sich die Angreifer verborgen und stoppen unseren Weg. Ohne jede Deckung, ohne den Feind sehen zu können, bleiben wir auf dem Wege stehen, während Salim in alle Winde schreit, wir wären harmlose Reisende, sie mögen doch herunterkommen und sich selbst



Schóbua und Irma am Rande der südarabischen Wüste

davon überzeugen. Lautlose Stille, kein Schuß, keine Antwort. Wir befinden uns dicht am Absturz des Hochplateaus, in Windungen führt der Weg von hier hinab in das Wadi. Wir gehen wieder einige Schritt voran und gelangen an den Absturz. Da haben wir die Überraschung. Hier hat man uns also aufgelauert. Dreißig Mann stürzen wild schreiend auf uns zu, ein Anblick, der gerade kein beruhigendes Gefühl erwecken kann. Doch das Wichtigste ist, Ruhe bewahren. Ich bleibe einfach stehen, nehme meine Feldflasche vom Sattel, öffne sie, setze sie an den Mund und nehme ein paar lange Züge, es ist ja auch entsetzlich heiß.

Jetzt haben die ersten uns fast erreicht; ein junger Beduine, dem man seine Wut am ganzen Körper ansieht, kniet vor mir nieder, entsichert sein Gewehr, legt auf mich an. Ein anderer, weniger temperamentvoller entreißt ihm das Gewehr, ein dritter faßt mich am Hals, der ich mich durch all die wilden Kerle nicht stören lasse und den letzten Schluck aus meiner Flasche nehme. Zwei andere ergreifen mich bei den Armen. Ich bin gefangen. Auch der lange Ali, der schon den ganzen Tag vor Angst gejammert und gezittert hat, der einzige von uns, der sich wirklich fürchtet, wird nicht gerade sanft behandelt.

Die Beduinen, die uns hier überfallen haben, gehören zum Gabele Al Atöf, einem Unterstamm der Al Qoráb. Sie hausen in den Bergen und haben keine festen Wohnplätze. Ihr Oberhaupt heißt Abdulla bin Abdulla.

Salim versucht vergeblich zu verhandeln. Diese wilden Kerle verlangen von uns, wir sollten sofort wieder umkehren, denn diese Gebirge gehörten ihnen, und sie erlaubten keinem Fremden die Durchreise. Noch immer werde ich von den Beduinen festgehalten, ich kann mich nicht rühren. Alles, was ich besitze, wird untersucht. Leica und Kinoapparat sind in den Händen der Beduinen. Ruhig und würdevoll erscheint Abdulla. Die Beduinen kommen allmählich zur Vernunft, das Palawer kann beginnen. Ich biete ihm meine Hilfe als „Hakim“ an. Es könne doch sicher mancher von ihnen eine „Dava“, ein Medikament, gebrauchen, wenn er krank würde. Das läßt sich schon hören, eine solche Gelegenheit will man sich nicht entgehen lassen. Und trotzdem geht es nicht ohne Lösegeld. Wir befänden uns hier im Gebiet der Al Atöf und würden keinen Schritt weitergelassen, wenn wir nicht bezahlten. Ich selbst habe nicht einen Taler. Ich habe alles Geld in Hadramaut gelassen, so kann man mich wenigstens nicht bestehlen. Salim ist vorher angewiesen, alle geldlichen Schwierigkeiten selbst zu beheben. Und das tut er auch jetzt. Es wird soviel und so lange herumgehandelt, bis Abdulla bin Abdulla, der große Beduinenschech, mit — einem Taler zufrieden ist.

Guter Laune steigen wir allesamt hinab in das Wadi Irma, das sich in mattem Grün vor uns ausbreitet. Unter einem Dombaum machen wir Halt, halten eine friedliche Siesta, es beginnt der amüsante Teil des kleinen Abenteuers: die Verteilung der Medikamente. Jeder behauptet, von einem schrecklichen Leiden befallen zu sein. Der eine klagt über Kopfschmerzen, der andere über Bauchweh, wieder andere täuschen jämmerlichen Husten vor. Allen wird geholfen, keiner geht leer aus. Doch das Wichtigste ist ihnen, daß sie Medikamente für eventuelle Verwundungen erhalten. Ich gebe ihnen Verbandstoffe und Jod. So bilden wir zum Schluß eine kleine glückliche und zufriedene Gemeinde, wir sind die besten Freunde. Ich nehme ihnen den unfreundlichen Empfang gar nicht mehr übel, sie sind die Herren der Berge und haben allein dort zu bestimmen. Ein Stück des Weges geleiten uns noch meine neuen Freunde. Jener freche Beduine, der vorher wie ein wilder Tiger auf mich losgesprungen war, ist jetzt der freundlichste von allen, er sitzt hinter mir auf meinem Kamel und ist selig, daß er reiten darf. Dann trennen sich unsere Wege. Die Al Atöf kehren zurück in ihre Berge, während wir drei unser Ziel noch am Abend erreichen.

Irma ist bisher auch so gut wie unbekannt geblieben. Irma ist keine geschlossene Siedlung, sondern in einem Wadi gleichen Namens mit hohen, aber nicht sehr schroffen Seitenwänden liegen verschiedene kleine Ortschaften, alle als Festungen gebaut mit hohen Wachttürmen. Das Wadi Irma zieht sich im Halbkreis um ein großes Bergmassiv herum. An den Hängen finden wir die Dörfer. El Kora, Dilla, Mafut, El Hussen, Hobuat, El Hassar und El Quere sind die Namen derer, die ich feststellen konnte. Fast alle Ortschaften sind miteinander verfeindet, obwohl die Bewohner der verschiedenen Plätze dem Hauptstamme der El Amer angehören. Unterstämme der El Amer, die ihren Hauptsitz in Mafut haben, sind die Al Burök, Al Meschéa und Al Qoráb. Feindseligkeiten werden auch hier wie in Hadramaut hauptsächlich um das Wasser ausgetragen. Man sollte nicht glauben, daß das Wadi Irma mit seinen alten Dombeständen ein so wasserarmes Gebiet ist. Es hat wohl auch gute Zisternen gehabt, Grundwasser ist bestimmt reichlich vorhanden,

aber die Wasserstellen sind versiegt, und neue sind bisher nicht gefunden worden. Man versteht es vielleicht auch nicht, an geeigneten Stellen tief genug zu graben. So müssen mehrere Ortschaften sich in die Benutzung eines elenden Tümpels teilen, der einzige, der sich in einer tiefen Senke im Wadi Irma befindet. Der kleine Teich führt etwas Regenwasser. Zur Hauptregenzeit, die Abessinien gewaltige Wassermassen spendet, die sich in den jemenitischen Bergen nicht unbedeutend auswirkt, und von der die an Jemen angrenzenden Gebiete von Behan und Irma bisweilen auch noch etwas abbekommen, hat sich in der Senke unterhalb Mafuts ein Wasserreservoir für die ganze Landschaft gebildet. Acht Monate ist es her, seit der letzte Regen gefallen ist. Der Tümpel ist fast am Austrocknen. Man kann es sich nicht vorstellen, in welchem Zustand das Wasser ist. Grünlichgelb schillernd ist seine Farbe, eine völlig undurchsichtige warme Brühe, von Menschen und Tieren gleichzeitig als Bad und als Tränke benutzt.

Das war eine Enttäuschung. Seit Tagen habe ich mit Sehnsucht das frische Quellwasser, das mir Salim versprochen, erwartet. Und nun ist es noch schlimmer als ich es je auf meinen Reisen erlebt habe. Drei Tage soll ich mich an dem köstlichen Naß in Irma laben, denn wir stehen mitten in der Zeit des Festes, deren letzte Tage Salim im Kreise seiner Familie verbringen möchte. Und dann steht die Rückreise bevor. Sechs Tage werden wir kein Wasser finden. Für sechs Tage müssen wir unsere Ziegenbälge mit dem entsetzlichen Getränk füllen.

Salim's Haus befindet sich in Dilla. Wir halten feierlichen Einzug. Das ganze Dorf ist auf den Beinen, ich bin der erste Fremde, den sie bei sich aufnehmen. Salim's Haus steht dicht neben dem großen Wachturm. Aber ich habe zunächst keinen Zutritt. Mein Lager müssen wir im Eselstall aufschlagen. Es ist noch nicht einmal ein Stall, sondern ein Hof mit hohen Lehmmauern und einem überdachten Torweg. Stroh und Häcksel liegt herum, und jeder Windstoß schüttet mir eine Wolke Staubes ins Gesicht, so daß ich später ganz entzündete Augen bekomme. Hier werden wir beide eingeschlossen, Ali und ich. An der Mauer schlage ich mein Feldbett auf. Man bringt uns Holz zum Feueranmachen, man

bringt uns Milch und Brot, auch Wasser aus dem Teich erhalten wir. Wir versuchen zunächst, mit dem Berkefeld Pumpenfilter das Wasser vom größten Schmutz zu säubern, bringen aber beide nicht die Kraft auf, es durch den porösen Filterstein hindurchzupressen. Also abkochen. Eine Stunde lang lasse ich einen großen Topf mit Wasser über dem Feuer brodeln. Das über Nacht erkaltete Wasser füllen wir in meine vier Feldflaschen. Doch schon am zweiten Tag ist es in den geschlossenen Behältern vollständig verdorben. Es bleibt uns also nur das Filtern.

Am Tage nach unserer Ankunft in Dille häufen sich die Besuche. Schubweise werden Beduinen, Männer, Frauen und Kinder hineingelassen. Alle wollen sie verarztet werden, das kleine Ereignis in den Bergen hat sich allzu schnell herumgesprochen, bald ist mein Vorrat aufgebraucht. Am Abend, die Besuche haben allmählich nachgelassen, kommt Ali, der gerade die letzten Gäste hinausgeleitet hat, mit einem Beduinen allein zurück. Dieser Mann aus El Kora hätte eine besondere Bitte, wenn ich sie ihm erfüllte, würde er mich großartig belohnen. Er sieht sich zaghaft um, ob uns auch niemand belauscht, dann teilt er mir leise sein Anliegen mit. Er möchte einen Liebestrunk, aber nicht für sich selbst, sondern um sich seiner Frau zu entledigen, die er nicht mehr leiden mag. Den Trunk, den er von mir verlangt, will er seiner Frau verabreichen, die sich darauf von ihm abwenden und einen anderen Mann begehren solle. Ein weißer Hakim müsse das eben können, er müsse auch ein Mittel besitzen, mit dem er seinen Feind töten könne. Doch hier versagt nun wirklich meine Kunst. Es hat lange Zeit gedauert, bis ich den Beduinen von meiner Machtlosigkeit in diesen Dingen überzeugen konnte.

Auch Frauen kamen und klagten mir ihr Leid. Fast alle litten sie an Kopfschmerzen. Die Beduinenfrauen dieser Gegend sind unverhüllt, recht hübsche Gesichter kann man unter ihnen finden. Schweren Silberschmuck tragen Frauen und Mädchen an Hals und Armen, lange Ketten und breite silberne Gehänge und Gürtel heben sich hell glänzend von ihren schwarzen Gewändern ab. Um die Fußgelenke haben sie breite erhaben verzierte Messingringe gelegt. Gerade das Fest gibt

mir Gelegenheit, das weibliche Geschlecht in seinem schönsten Schmuck zu betrachten. El Árafa, das Fest, wird von den Beduinen Al Burēk nur ganz im stillen gefeiert. Geisterglauben ist unter den Beduinen stark verbreitet. Ein böser Geist, zu dessen Abwehr auch die Gräber auf dem kleinen Friedhof von Mafut Steinbockgehörne krönen, hat sich bei dem gleichen Fest im vergangenen Jahr über das ausgelassene Wesen eines Beduinen erzürnt und ihn während eines Tanzes mit einem Schlag getötet. Um den Dämon wieder zu versöhnen, wird jeglicher Lärm vermieden. Die großen Trommeln hängen in den Häusern an der Wand und werden nicht angerührt, nirgends ertönt der näselnde Klang einer Oboe oder Doppelklarinette, selbst zu singen und zu tanzen hüten sich die Al Burēk, die Geister dürfen nicht gereizt werden.

Am dritten Tag erscheint der Schech des Ortes Mafut, der oberste Führer des Gabelle El Amer. Er lädt mich ein, ihm in sein Haus zu folgen, mir zu Ehren hätte er einen Hammel geschlachtet. Wir verlassen das Gefängnis. Wir verlassen Dille, schlagen einen Weg quer durch Durra-pflanzungen und Dombaumbestände ein, kommen zum Teich, in dem die Kinder herumplanschen und werden von den Zinnen der kleinen Festung herab mit Salutschießen begrüßt. Schech Omar ist ein gastlicher Mann. Soviel nur eben Platz haben, läßt er in sein Haus hinein, und alle werden bewirtet. Eng zusammengepreßt sitzen wir an den Wänden herum in einem großen Raum am Boden. Der Hammel ist auf dem flachen Dach geschlachtet. In der Mitte des Raumes wird ein anständiges Feuer unterhalten. Das Fleisch in Stücke geschnitten und auf kleine Spieße gezogen, röstet Schech Omar selbst über dem offenen Feuer. Die Spieße werden herumgereicht, jeder zieht ein Stück Fleisch von dem Eisen und gibt ihn an seinen nächsten weiter. Schech Omar hat geröstetes Fleisch auf einen Strohteller gelegt, bringt ihn mir, setzt sich neben mich und steckt mir ein Stück nach dem andern in den Mund. Und das schmeckt prachtvoll. Dann kommt der übliche Reis, ein riesiger Berg auf einer runden Strohmatten. Von allen Seiten greifen braune Hände hinein, kneten lockere Ballen und stopfen sie in die Mäuler.

Erst spät am Abend kehre ich nach Dilla zurück. Drei Beduinen begleiten mich auf Schleichwegen. Wir müssen von einer Deckung in die andere springen. Nachts halten sich im Wadi zwischen Feldern und Dombäumen immer kampfeslustige Beduinen auf, die es auf irgend jemanden abgesehen haben und bei jeder Gelegenheit Streit anzufangen suchen. So gibt es bestimmte Beduinen, die auch am Tage nicht in die Ortschaften hineingelassen werden. Sie müssen außerhalb der Mauer vor dem Wachturm warten und ihre Verabredungen auf freiem Felde treffen.

Vergeblich versuche ich Salim zu überreden, mit mir den direkten Weg südlich hinab zum Meer einzuschlagen. Die Stämme El Garamisch und Bel-Ubed würden sich uns widersetzen. Es bleibt uns nur der eine Weg, zurück nach Hadramaut.

Wir reisen wieder allein, Salim, Ali und ich. Keiner schließt sich uns an. Das Fest nimmt erst in zwei Tagen sein Ende. Doch vier Kamele führen wir jetzt mit uns, zwei Tiere sind schwer mit Salz beladen. Salz aus Schóbua, das Salim von einem anderen Beduinen erhalten hat und in Hadramaut zum Verkauf anbieten will. Salz aus Schóbua. Von dem Vorkommen des Salzes in Arabien wissen wir bisher nur, daß außer in Palästina an der Südwestküste bei Salif, Loheiya und Gizan und auf den Farsaninseln Salzstöcke gefunden wurden. Für das Vorkommen von Salz im Innern Südarabiens kann ich den Beweis bringen. Im Steinbruch wird das Salz von Schóbua gewonnen.

Wir folgen dem Wadi Irma, das eine scharfe Wendung nach Norden macht und im Bachr es Säfi mündet. Hier befinden wir uns wieder auf gewohntem Kamelpfad. Und Salim geht und rechnet. Er rechnet den ganzen Tag herum und kommt doch niemals zu einem Ende. Er rechnet aus, was er mit dem vielen Geld beginnen soll, das er erhalten wird, wenn er mich glücklich nach Sejun zurückgebracht hat. Das erste aber, das er sich kaufen wird, ist eine Frau. Er ist zwar schon im Besitz zweier Frauen, aber sie wohnen in Irma. Jetzt wird er eine dritte kaufen, die nur für seinen Aufenthalt in Hadramaut bestimmt ist. Der gute Salim



Beduinen-Kampf in Schóbua



Vor dem Rasthaus in Schóbua



Beduine der Al Qoráb

hat aber auch seine Sache recht ordentlich gemacht. Das Geld und die dritte Frau hat er redlich verdient.

In Sejun müssen wir uns trennen. Brennend gern möchte mich Salim bis zur Küste geleiten. Aber es ist unmöglich. Als Beduine der Al Burēk darf er das Land der Sēibani oder der Ma'ari nicht betreten. Ich bin gezwungen, mit Beduinen der Ma'ari weiterzureisen. Aber auch das hat seine Schwierigkeiten.

Blutrache ist verhängt über den Stamm meiner beiden Beduinen, über die Ma'ari. Erst unterwegs erfahren wir davon von einem Mann, der uns begegnet. Wir ändern den Kurs und suchen so schnell als möglich den Stammesplatz meiner Beduinen auf. Ein Beduine der Ma'ari hat einen Beduinen eines anderen Stammes getötet. Blutrache kann geübt werden an jedem des Stammes der Ma'ari. Um die Küste zu erreichen, müssen wir, meine beiden Beduinen und ich das Gebiet unserer Feinde passieren. Wir schließen uns mit anderen zusammen, die auch zur Küste wollen, verstärken unseren kleinen Trupp und dinge noch einige Beduinen eines neutralen Stammes, die wir als Späher vorausschicken.

Sämtliche Beduinenstämme Hadramauts zerfallen in zwei Gruppen, in Gabiele und in Schech. Kämpfe werden nur unter Gabiele und Gabiele, unter Schech und Schech ausgefochten, niemals unter Schech und Gabiele. Meine Ma'ari gehören zu den Gabiele, die Späher zu den Schech. Die Schech sind unbedingt sicher, kein Beduine der Gabiele wird ihnen ein Haar krümmen. Wir erleben zwei aufregende Tage, reisen so schnell als irgend möglich, um dem feindlichen Gebiet zu entkommen. Jeder Gebirgszug, jeder Felsvorsprung wird vorher von den Spähern abgesucht. Doch schließlich erreichen wir mit heiler Haut neutrales Land, das Land der Ma'adi. Die Blutfehde kann nur beendet werden mit dem Tod eines Beduinen der Ma'ari. Das ist unumstößliches Gesetz der Wüstenstämme. Das wissen die Ma'ari und davor zittert der ganze Stamm.

Die höchsten Höhen des Gebirges sind genommen, immer tiefer kommen wir; jetzt geht es durch die Schluchten der Berge hinab in

tropisches Küstengebiet. Nur langsam kommen wir voran, trotzdem wir lange nicht so sehr unter der Hitze zu leiden haben als auf dem Hinweg. Ein frischer Wind weht vom Meere zu uns herüber. Immer wieder muß ich meine Beduinen dazu antreiben, sich nicht zu lange an den Lagerplätzen aufzuhalten, denn nach meinen Berechnungen könnte jetzt gerade ein Schiff in Schechr eintreffen. Sollte ich den Dampfer verpassen, dann würde mir eine lange Wartezeit bevorstehen. Nur etwa alle drei Wochen kann man mit einem Schiff aus Aden rechnen.

Vor Sonnenaufgang verlassen wir den letzten Lagerplatz, um möglichst am frühen Vormittag in Schechr einzutreffen. Beduinen begegnen uns; wir fragen sie nach dem Dampfer. Am Tage vorher ist auch wirklich die alte „Afrika“ in Schechr eingetroffen, doch sie wüßten nicht, ob das Schiff bereits den Hafen wieder verlassen hätte. Wir reiten weiter. Immer wieder treiben wir die Tiere an. Wie langsam ist doch ein solcher Kamelsritt. Seit einer Stunde sehen wir schon das Meer und die Stadt mit ihren Mauern und Türmen vor uns stehen. Doch einen Dampfer sehen wir nicht. Wieder begegnen uns Beduinen; auch sie geben nur unbefriedigende Auskunft, sie können uns nicht sagen, ob das Schiff noch auf der Reede von Schechr liegt. Vielleicht nähmen uns die Häuser der Stadt die Sicht. Und so ist es auch. Die „Afrika“ schaukelt immer noch auf der schweren Dünung des Indischen Ozeans, die Ladung ist gelöscht, die letzten großen Ruderboote machen vom Dampfer los, man will die Anker lichten. Als ich die Stadt erreiche, habe ich kaum noch Zeit, meine Freunde aus Schechr zu begrüßen. Ich steige vom Kamel auf die Schultern der schwarzen Träger, die mich durch das seichte Wasser in ein Boot tragen. Freudig werde ich vom Kapitän und seinem kleinen Stabe begrüßt. Doch ich bin ein anderer geworden, als der, der ich war, als mich die „Afrika“ vor Monaten an den gleichen Platz brachte. Die Beschwerden eines südarabischen Beduinenrittes gehen nicht ohne Spuren an einem Europäer vorüber.

Um Schóbua ist ein Geheimnis.

Unsäglich mühsam und gefahrvoll war diese Reise und galt doch nur einer alten versunkenen Stadt in der Wüste. Geheimnis bleibt um Schóbua, der Sand, der ewige Wüstensand deckt sorgsam seinen Schleier über diese Stadt. Das was ich fand, war schön und groß. Nur das, was sich auch mir verschloß, die Schätze im Innern tief unter Trümmern verborgen, kann die Lösung des Rätsels erklären.

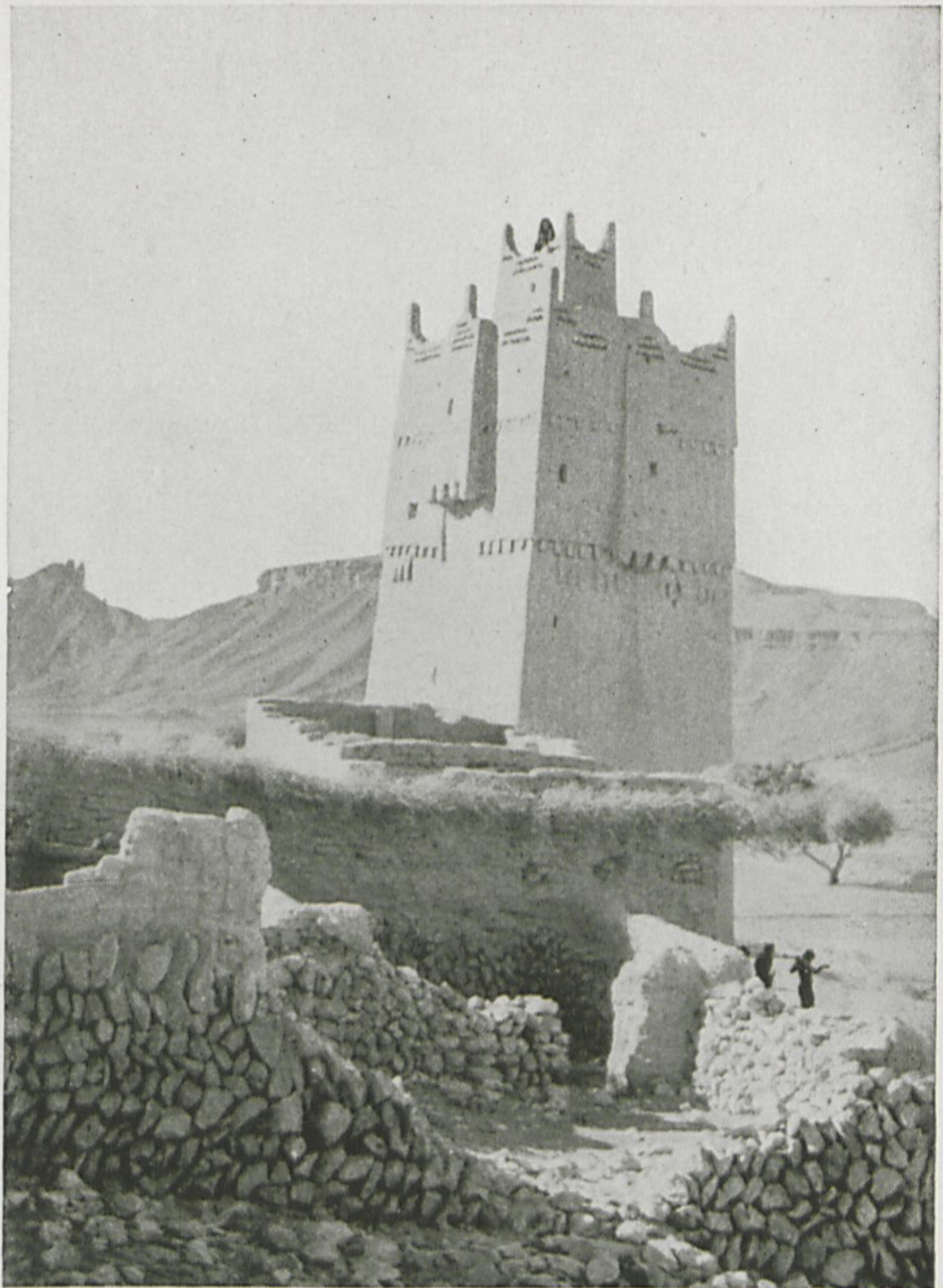
Bevor ich jedoch diese Zeilen beschließe, möchte ich einige Berichte klassischer Schriftsteller folgen lassen, die uns über die Bedeutung dieser alten Wüstenstadt wertvollen Aufschluß geben. Ihre Angaben, die mir zum Teil erst nach meiner Reise zugänglich wurden, konnte ich durch meine Feststellungen in Schóbua zum größten Teil bestätigen. Zunächst wollen wir einigen arabischen Quellen Beachtung schenken.

Bei Hamdani (+ 945 n. Chr.) finden wir folgende kurze Notiz: Shabwah ist eine Stadt der Himjar. Den Himjar gehört einer von den beiden Bergen des Salzes, der andere gehört den Leuten von Marib. Und Naswân (+ 1117 n. Chr.) berichtet in dem Werke „Schams al-Ulûm“ nur, daß Shabwah der Name einer Stadt der Himjar in Hadramaut gewesen sei. Demnach wurde damals schon eine Landschaft mit Hadramaut bezeichnet — in der Bibel heißt sie Hasarmâwet —, die zeitweise dem sabäischen Reich einverleibt war. Dieser Ansicht ist auch Plinius, wenn er in seiner „historia naturalis“ schreibt, die Atramitae (Hadramauter) seien ein Teil der Sabaei, deren Hauptstadt Sabotha, das arabische Shabwah, 60 Tempel innerhalb seiner Mauern beherbergt. Auch von einem König, der über das Reich Kanē regierte und der seinen Sitz in Shabwah hatte, hören wir. Periplus berichtet von Kanē, dem Königreich des Eleazos: Im Lande liegt die Hauptstadt Saubatha, in welcher der König wohnt. Der ganze Weihrauch, der in dem Lande gewonnen wird — das Land mußte einen großen Küstenstrich besitzen —, wird mit Kamelen und auf Booten und Flößen, die nach Landessitte aus aufgeblasenen Schläuchen verfertigt



sind, zur Aufspeicherung dorthin gebracht. Gemeint ist wohl, daß der Weihrauch zunächst von entlegenen Küstenplätzen zu einem Hafen, der mit Kanē bezeichnet wird, als Sammelplatz gebracht wurde. Von hier aus gelangte er dann mit den Karawanen nach Saubatha.

Welche Bedeutung gerade der Weihrauchhandel in Arabien gespielt hat und welche Rolle Schóbua im Altertum beigemessen wurde, erfahren wir am anschaulichsten ebenfalls durch Plinius (+ 79 n. Chr.) in der „*historia naturalis*“. Er schreibt: Weihrauch gibt es außer in Arabien in keinem anderen Lande, und nicht einmal in ganz Arabien. Ungefähr in der Mitte des Landes wohnen die Atramitae, ein Gau der Sabäer mit der Hauptstadt des Reiches, Sabotha. Auf einem hohen Berge liegt sie; von hier ist die Weihrauch tragende Gegend, die Sariba heißt, acht Tagereisen entfernt. Sariba, sagen die Griechen, bedeute Mysterium. Sie ist nach Nordosten gelegen und überall durch Felsen unzugänglich, auf der südlichen Seite befindet sich ein durch Klippen gesperrtes Meer. Demnach müßten gerade die Küstengebiete am Indischen Ozean die hauptsächlichsten Weihrauchpflanzungen zur Zeit der alten Sabäer getragen haben. Auch heute noch ist das Land des Weihrauchs in Südarabien das Küstengebiet um Dhufar herum, das zum Mahralande gehört. In Hadramaut selbst wird heute weniger Weihrauch gewonnen. Wenn man von Schóbua auf dem kürzesten Wege die Küste erreichen will, so benötigt man ungefähr acht Tage Karawanenreise und würde in der Nähe Husn al-Ghorâb das Meer erreichen. Und Husn al-Ghorâb ist das alte Kanē, auch hier befinden sich zahlreiche sabäische Inschriften. Und weiter heißt es bei Plinius: Der gesammelte Weihrauch wird auf Kamelen nach Sabotha gebracht, auf einem Wege, von dem abzuweichen die Könige als Todesverbrechen erklärt haben. Nur ein Tor steht in Sabotha den Weihrauchkarawanen offen. In der Stadt nehmen die Priester den zehnten Teil — dem Maße, nicht dem Gewichte nach — für den Gott, den sie Sabis nennen; vorher darf kein Weihrauch in den Handel kommen. Sabis ist wohl das arabische Wort Schams, das Sonne



Wachtturm von Dilla

Gräber von Mafut





Beduine der Al Atōf



Beduinenmädchen der Al Burēk



In der Steinwüste

bedeutet. Wir wissen auch aus anderen Quellen, daß neben dem Mondgott Sin der Sonnengott im Reich der Sabäer verehrt wurde.

Zwischen Sabotha und Marib liegt Thomna, berichtet Plinius weiter, und über Thomna führt eine berühmte Karawanenstraße nach Mekka und weiter nach Gaza am Mittelländischen Meer. Auf diesem Wege längs durch ganz Arabien wurde der Weihrauch in 60 Kamelreisetagen von dem Zentrum des Weihrauchhandels an die Küste des Mittelmeeres gebracht, um von hier aus in die Hände der Griechen und Römer zu gelangen. Noch heute zeigen Funde römischer Münzen in Südarabien von den Handelsbeziehungen der Römer mit den Sabäern.

Heute suchen wir vergebens die endlose Reihe schwer mit Weihrauch beladener Kamele, die eine prunkvolle Stadt, die sich Schóbua nennt, verläßt. Versiegt sind die Quellen und Gewässer, die reiche Gärten und Pflanzungen vor den Mauern der Stadt speisten. Immer tiefer hat sich die grausige, unerbittliche Wüste Arabiens, das Bachr es Safi, in die schroffen Randgebirge des Landes hineingefressen, blühende Kulturen verschlungen und ganze Städte mit ihren Tempeln und prächtigen Bauten verschüttet. Mit dem Weihrauchhandel haben diese Gebiete Südarabiens nun nichts mehr zu tun.



Sabäische Münze mit himjaritischen Schriftzeichen.
Der Kopf in hellenistischer Ausführung.

Schóbua besteht auch heute noch, doch sie ist eine Ruinenstadt aus der frühen Geschichte Arabiens, eine Stadt von gewaltigen Ausmaßen im biblischen Zeitalter. Der Name Schóbua hat Gestalt angenommen, ihre Spuren sind nicht gänzlich verwischt, Tempel und Paläste einer glanzvollen Zeit haben Wüstenstürme und Kriege überdauert und ragen gespenstisch in die glühend heiße Tropensonne. Das ist alles, was von den glanzvollen Tagen einer sabäischen Königsstadt im Herzen Südarabiens erhalten ist. Doch unter dem Sande schlummern noch Schätze, die zu ergründen einer späteren Zeit vorbehalten bleibt.

Als nächstes Buch von Hans Helfritz

erscheint in unserem Verlag:

Ewigkeit und Wandel — Ferner Osten

Mit 100 Abbildungen. Kartoniert 2,80 RM, Leinen 4,- RM.

Rings um das Gelbe Meer ist ein Fluten und neues Werden. Die Völker der gelben Rasse sind erwacht. Hastig beginnen sie, sich das neue Rüstzeug anzueignen, das sie zur Behauptung ihres Daseins benötigen. Hand in Hand damit geht eine Besinnung auf ihre eigene Art, eine Erneuerung der alten Kräfte, die ihnen schon einen Jahrtausende langen Bestand gewährt haben. Der Verfasser hat auf einer Reise durch China und Japan in kleinen Szenen, Bildern und Ausschnitten, mitten aus dem Alltagsleben gegriffen, dieses beides, das Vorwärtsstürmen und Beharren, festzuhalten versucht. Er zeigt, was dort im Fernen Osten im Werden ist und was sich in naher oder ferner Zukunft vielleicht zu einer Bedrohung des Abendlandes und seiner bisher führenden Stellung in der Welt auswirken kann.



Interessante **BÜCHER** der Deutschen Verlagsgesellschaft

STIG WESSLÉN

Im Tal der Königsadler

Leben der Tierwelt in der unzugänglichen
Gebirgswildnis Schwedisch-Lapplands

Bilder von unerhörter Schönheit und Meisterschaft

Großoktavformat. Kartoniert 2,80 RM, Leinen 4,- RM.

Nach Norrland, in die noch unentdeckte märchen- und sagemumspun-
nene Wildnis mit spiegelnden, träumenden Gebirgsseen, eingebettet
in Gletscher und schimmernde Schneeberge, führt dieses Buch des rasch
bekanntgewordenen schwedischen Forstmeisters und Tierpsychologen.
Er schildert die zauberhaft schöne Landschaft dieses Landes der Mitter-
nachtssonne, die Menschen und vor allem die reiche Tierwelt in ihrem
um Hunger und Liebe kreisenden Daseinskampfe. Die herrlichen Bilder
sind sämtlich vom Verfasser mit vieler Mühe und unter großen Stra-
pazen erbeutete Naturaufnahmen.

JOHANNES KOLL

Der Kampf um die Pole

Mit Zeichnungen und Kartenskizzen von Max Bürger

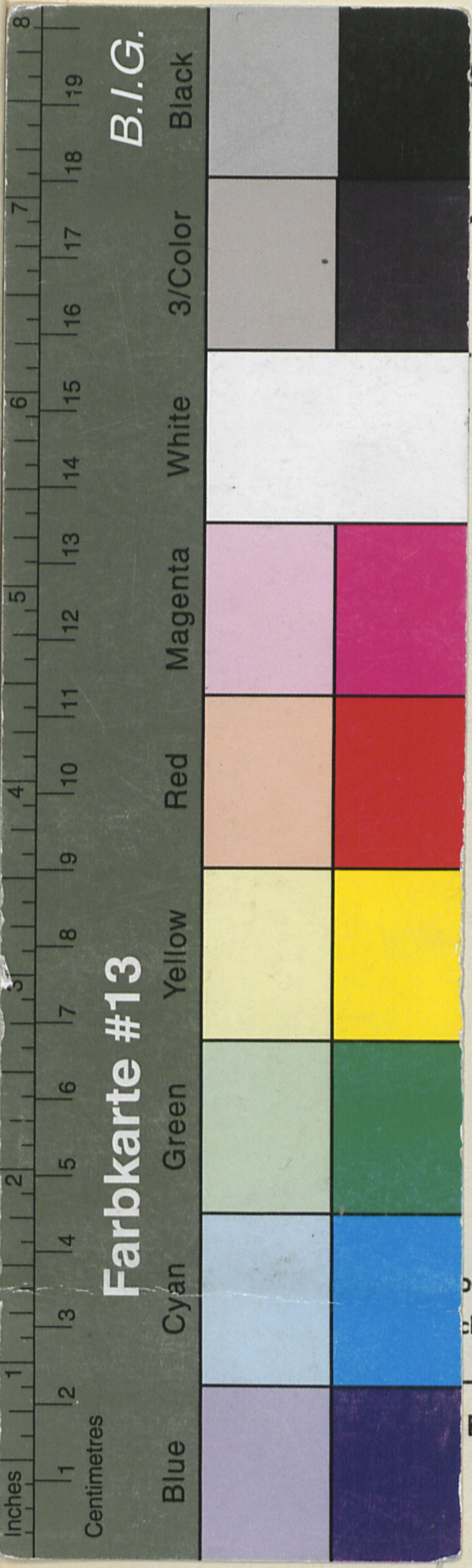
Kartoniert 2,- RM. In Ganzleinen 3,50 RM.

In volkstümlicher, gedrängter, lebensprühender Schilderung ziehen hier die Gescheh-
nisse und Männergestalten wieder herauf, deren Bedeutung im Buche der Eroberung
des Erdballs für ewige Zeiten festgehalten ist. Möge besonders unsere deutsche
Jugend danach, und oftmals danach greifen! Berliner Börsenzeitung.

Es ist wohl zum erstenmal, daß der Kampf um den Nordpol und um den Südpol
in dieser gedrängten und anschaulichen Form geschildert wird, und zwar unter
Einbeziehung der jüngsten Zeit. Bremer Nachrichten.







ANS HELFRITZ

nnis um Schóbua

südarabischen Beduinen
ns Land der Sabäer

abbildungen, Karten und Skizzen
ch Aufnahmen des Verfassers

ERLAGSGESELLSCHAFT BERLIN

